

leben - lieben - liken



Familie und Digitalisierung



Landesarbeitskreis Nordrhein-Westfalen
Evangelische Arbeitsgemeinschaft Familie

Inhalt

Inhalt	S. 2
Vorwort	S. 3
Einleitung	S. 4
Zeit	S. 6
Vereinbarkeit von Familie und Beruf	S. 14
Kommunikation	S. 20
Konflikte in Familien	S. 26
Identität	S. 34
Liebe und Sex	S. 40
Erziehung	S. 48
Bildung	S. 52
Interview mit Prof. Gernot Bauer	S. 60
Datenschutz	S. 62
Erzieherischer Kinder- und Jugendschutz	S. 68
Smartes Heim	S. 72
Soziale Ungleichheit	S. 78
Inklusion	S. 84
Landespolitische Forderungen	S. 89
Allgemeine Literaturhinweise	S. 90
Impressum	S. 91

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im Reformationsjahr bietet es sich immer an, bei Luther zu schauen: „Frei“ und „mutig“ sollen wir in allen Dingen sein, so sagt er. Gilt dies auch im Hinblick auf die Digitalisierung, auf die immer schneller fortschreitende Entwicklung digitaler Techniken, die uns oftmals so unüberschaubar erscheint?

Wenn wir mutig neue Erfindungen ausprobieren, erweiterte Möglichkeiten nutzen und zu Mitspieler*innen in der digitalen Welt werden ... können wir dann überhaupt noch „frei“ bleiben?

Wie viel von unserer Freiheit müssen wir abgeben, um Dienste bestimmter Anbieter wie Apple, Google, Facebook, Amazon und Microsoft nutzen zu können? Wo werden wir zwangsläufig abhängig von Hard- und Software, wenn wir uns für gewisse Funktionen entscheiden? Die Beschäftigung mit diesen Fragen ist nicht einfach. Digitalisierung schafft neue Freiheiten, ganz gewiss. Sie bringt aber auch neue Abhängigkeitsstrukturen mit sich.

Dieses Spannungsfeld, die Ambivalenz von Pro und Contra, von Chancen und Risiken, von Euphorie und Befürchtungen möchten wir in dieser Broschüre mit dem Blick auf Familien genauer betrachten.

„Man muss frei und mutig sein
in allen Dingen“

Martin Luther

Die Autor*innen der Artikel haben sich dem Thema auf sehr unterschiedliche Weise genähert. Thematisiert werden verschiedene Handlungsfelder und Lebenskontexte von Familien im Zusammenhang mit der Digitalisierung.

Mit Hilfe dieser Broschüre möchten wir Sie einladen, sich mutig mit diesem Thema und den unvermeidlichen Fragen auseinanderzusetzen und – angeregt durch neue Impulse aus den Beiträgen – frei eine eigene Haltung zur Digitalisierung und zum Umgang mit neuen Medien zu finden. Gemeinsam mit den vielen unterschiedlichen Familien, denen wir in Kirche und Diakonie begegnen und mit denen wir im Kontext von Bildung und Erziehung zusammenarbeiten, sollten wir über Chancen und Risiken nachdenken, reflektierte Positionen beziehen und überlegen, wie die Familien und insbesondere Kinder und Jugendliche angemessen gestärkt und geschützt werden können. ●



Helga Siemens-Weibring
Vorstandsvorsitzende der eaf-nrw

Helga Siemens-Weibring

Einleitung von Remi Stork

Die Digitalisierung wird von Vielen als weltweite Revolution betrachtet und bewertet, deren Auswirkungen wir noch gar nicht richtig wahrnehmen und verstehen können. Nach den Revolutionen der Physik (Kopernikus), der Biologie (Darwin) und der Psychologie (Freud) attackiert auch die digitale Revolution das Selbst- und das Weltverständnis des Menschen. Wenn Computer immer schneller, immer besser und immer billiger werden, werden sie nicht nur immer mehr technische Aufgaben besser erledigen können als wir Menschen. **Auch komplexe – bisher als originär menschlich erachtete – Tätigkeiten wie Sprechen, Schreiben, sogar Einfühlen und Fürsorgen werden die nächsten oder übernächsten Maschinengenerationen teilweise besser können als wir Menschen.** Und noch etwas wird sich ändern: während wir bisher den Eindruck hatten, die Computer zu steuern oder wenigstens zu bedienen, wird auch das sich ändern: der Mensch als Schnittstelle wird zunehmend überflüssig; im „Internet der Dinge“ kommunizieren die Maschinen selbst untereinander.

Die Digitalisierung wird möglicherweise einen Beitrag dazu leisten, dass immer mehr (besonders auch unangenehme) Arbeit von Maschinen geleistet wird. Vielleicht trifft sogar ein, was die Ideolog*innen des Silicon Valley versprechen – dass wir Menschen zukünftig mehr Zeit haben werden, unsere Freizeit zu gestalten, unsere Freund*innen zu treffen, Gemeinschaft und Kreativität zu erleben. Doch sicher ist auch: die Digitalisierung wird die Transformation der globalisierten Arbeitswelt weiter vorantreiben. Expert*innen

sehen das Gefälle zwischen Reichtum und Armut weiter anwachsen; Aufstiegschancen werden weniger und Langzeitarbeitslosigkeit nimmt weiter zu – wenn wir nicht aktiv politisch gegenwirken! Nicht zuletzt haben wir auch die zentralen Risiken der Digitalisierung noch lange nicht im Griff. Der Schutz unserer Daten und damit unserer Privatsphäre gelingt in weiten Teilen überhaupt nicht. Zudem scheinen die Verlockungen der digitalen Spielwelt wie auch der sog. Sozialen Medien erhebliche Nebenwirkungen zu haben, die wir weder persönlich noch gesellschaftlich bisher erfolgreich kontrollieren können. So treiben sie nicht nur viele Menschen in Isolation und Sucht, sondern bringen die dunkle Seite des Menschen in Hate-Speeches, Mobbing etc. zum Vorschein.

Die Vernetzung digitaler Geräte wird möglich durch die rasanteste technische Weiterentwicklung der digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien. Diese Technologien nutzen wir schon heute, indem wir im Internet surfen, Soziale Medien verwenden oder unsere Haushaltsgeräte digital steuern. **Während wir zu diesen Zwecken heute den Computer oder das Smartphone meistens noch „anstellen“ und somit den Eindruck haben, wir gingen jetzt „online“, so dürfte dieser Eindruck zunehmend täuschen.** Luciano Floridi, Professor für Philosophie an der Oxford University beschreibt in seinem Buch „Die vierte Revolution“, wie die Trennung zwischen „online“ und „offline“ zunehmend schwindet, da die Menschen zunehmend mindestens ein Gerät bei sich tragen, das sie zum Teil des weltweiten digitalen Netzes macht – ob Smartphone, Navigationsgerät, Smartwatch, Implantat oder ähnliches. Selbst wenn wir gerade nicht aktiv mit diesem Gerät umgehen, wirkt die

Infosphäre immer stärker auf unsere Gewohnheiten ein: beim Arbeiten, Einkaufen, in der Freizeit und eben auch in der Familie.

Der vierten Revolution können wir uns nicht entziehen – das Internet geht nicht irgendwann wieder aus und nicht mitmachen ist auch keine Lösung. Die Digitalisierung wirkt auf Mensch und Gesellschaft – besonders aber auf die Art, wie wir zusammen leben. Die Familie hat sich in den letzten 50 Jahren als starkes und wandlungsfähiges Solidarsystem erwiesen, das Freiheit und Verantwortung in der Regel zunehmend gut balancieren kann.

Insofern werden viele Familien auch mit den Anforderungen der Digitalisierung grundsätzlich fertig werden und die zahlreichen Vorteile und Chancen im Zusammenleben nutzen können. **Allerdings sind die Herausforderungen, die durch die Digitalisierung an Familien gestellt werden, viel grundsätzlicher und vielfältiger, als dies zu meist in der Öffentlichkeit diskutiert wird. Sie hängen damit zusammen, dass sich Mensch und Gesellschaft in grundsätzlichen Veränderungen befinden, wir zukünftig anders arbeiten, leben und lieben.**

Einige dieser Veränderungen möchten wir in dieser Broschüre ansprechen. Sie kommen nicht einfach über uns – wir können uns zu ihnen verhalten und sie im Zusammenleben gemeinsam gestalten. Allerdings darf über die Macht der Verführung und über die Gefahren der Technologien kein Zweifel bestehen. Sie laden ein, uns selbst und unsere Beziehungen zu manipulieren, uns in den Dienst zweifelhafter Ideen und Organisationen zu stellen oder uns gar in ihnen zu verlieren, wie der Theologe Werner Thiede befürchtet.

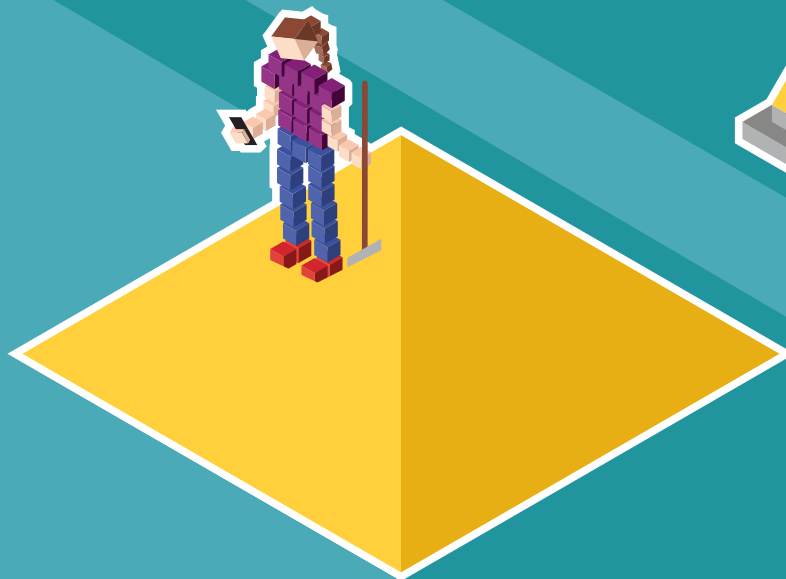
„Ich glaube an das Pferd.
Das Automobil ist nur eine
vorübergehende Erscheinung.“

Kaiser Wilhelm II (letzter Deutscher Kaiser)

Die Soziologen sprechen schon seit längerem davon, dass Familien nicht einfach existieren, sondern täglich von ihren Mitgliedern selbst „hervorgebracht“ oder „hergestellt“ werden müssen; dies ist das berühmte „Doing Family“. Wir müssen davon ausgehen, dass sich diese Aufgabe zukünftig weiter zuspitzen und unsere familiäre Selbstproduktion eine zunehmend riskante und anspruchsvolle Aufgabe werden wird. **Die gesellschaftlichen**

Prozesse der Individualisierung und der Pluralisierung werden in der digitalen Öffentlichkeit weiter an Fahrt aufnehmen, die Unternehmen werden Druck ausüben, dem Arbeitsmarkt noch stärker und flexibler zur Verfügung zu stehen und auch das Suchtpotenzial digitaler Spiele und sozialer Medien scheint noch nicht ausgereizt. Dennoch: kneifen gilt nicht! Wir brauchen reflektierte und starke Familien, die die Chancen der Digitalisierung sehen und nutzen und ihre Risiken wahrnehmen und eindämmen. Diese Broschüre will alle, die mit, für und in Familien tätig sind, zum Nachdenken anregen und dabei eine Hilfe sein, die vierte Revolution mindestens zu bewältigen. ◆





Zeit

von Lara Salewski

„Ich habe keine Zeit“, „ich nehme mir Zeit“, „unter Zeitdruck stehen“, „die Zeit rast“, „die Zeit tröpfelt so dahin“ – wir alle kennen diese und noch zahlreiche weitere Redewendungen über die Zeit. Zeit ist für uns ein selbstverständliches Phänomen. Unser Alltag ist getaktet durch Zeitpunkte und -räume. Wir messen die Zeit in Stunden, Minuten und Sekunden, wir setzen Termine und entwerfen Zeitpläne – privat wie beruflich.

Auf wissenschaftlicher Ebene liegen verschiedene Zeitverständnisse vor. Je nachdem, welche Disziplin sich mit der Zeit als Forschungsgegenstand beschäftigt, werden unterschiedliche Aspekte betrachtet und Merkmale definiert. In der Physik ist Zeit eine wichtige Größe zur Messung von Geschwindigkeit. Psychologie und Neurologie befassen sich hingegen mit der Frage, wie persönliches Zeitempfinden entsteht und warum wir beispielsweise manchmal das Gefühl haben, dass eine Stunde wie im Flug vergeht und ein anderes Mal denken, dass 60 Minuten uns wie eine halbe Ewigkeit vorkommen. Sozialwissenschaftler*innen wiederum betrachten Zeit meist unter dem Aspekt, dass diese nur im kontinuierlichen Verlauf zu stehen ist, immer im Kontext von Vergangenheit und Zukunft. Diese Auffassung spielt auch in der philosophischen Betrachtung von Zeit eine Rolle, bei der unter anderem jene Eigenschaften von

Zeit diskutiert werden, die dieses Phänomen so schwer greifbar machen, wie die Frage, ob es einen Anfang der Zeit gab.

Zeitbestimmung – Zeitgestaltung

Die Zeitgestaltung eines Tages war vor der Digitalisierung meist gesteuert von mehr oder weniger fixen Abläufen, die aufgrund gegebener Rahmenbedingungen notwendig waren. Im Familienleben gab es meist feste Essenszeiten, die gesellschaftlich üblich waren. Öffnungszeiten von Behörden und Geschäften bestimmten die Zeiten für Einkäufe und Erledigungen und Radio- bzw. Fernsehprogramme regelten, wann man sich über diese Medien informieren oder unterhalten lassen konnte.

Heutzutage sind diese zeitlichen Vorgaben aufgeweicht. **Im digitalen Zeitalter spielt der Faktor Uhrzeit für viele Aktivitäten keine Rolle mehr.** Im Internet können wir rund um die Uhr einkaufen, viele behördliche Anliegen sowie Bank- und Versicherungsangelegenheiten sind online durchführbar – ebenfalls unabhängig von der Tages- oder auch Nachtzeit. Über unterschiedliche Medien ist es möglich, jederzeit auf Nachrichten oder verschiedene Unterhaltungsprogramme zurückzugreifen ►

und wer über die technischen Voraussetzungen verfügt, kann stets online sein und mit anderen Menschen über diverse digitale Kanäle kommunizieren.

Übliche gesellschaftliche Zeitstrukturen verwischen. Selbst Arbeitszeiten werden nahezu beliebig, wenn man von der Möglichkeit des Home-Office Gebrauch macht, ebenso wie Bildungsaktivitäten über Internetkurse oder ähnliches.

Zeitstrukturen in der Familie

Die fortschreitende Mediatisierung und Digitalisierung der Gesellschaft hat umfassende Folgen sowohl für den einzelnen Menschen als auch für Familien. Die Möglichkeiten der Nutzung von Zeit werden zunehmend zahlreicher und vielfältiger. **Die Komplexität von Zeitgestaltungsoptionen hat sich in den vergangenen Jahren enorm erhöht.** Betrachten wir beispielhaft eine fiktive vierköpfige Familie – die Mutter, der Lebensgefährte der Mutter, zwei Söhne, Josh ist neun Jahre alt und Phil 14 Jahre. An einem gewöhnlichen Mittwoch ergeben sich extern vorgegebene Zeitstrukturen aus gewissen Verpflichtungen der einzelnen Familienmitglieder, die eine genaue Zeiteinhaltung erforderlich machen. Die Kinder sind schulpflichtig und müssen sich an Unterrichtszeiten halten. Die Mutter arbeitet als Stationsärztin in einem Krankenhaus und hat an diesem Mittwoch Frühdienst. Phil hat um 16.00 Uhr einen Frisörtermin, Josh um 17.00 Uhr Schlagzeug-

unterricht in der Musikschule. Die Aufzählung ließe sich noch um einige weitere Punkte ergänzen, bei denen eine Zeitbestimmung von außen gegeben ist. Vieles im Alltag ist durch Digitalisierung jedoch zeitunabhängig zu gestalten. Das Einsehen der Kontoauszüge, das Buchen des nächsten Urlaubes, die Bestellung einer neuen Waschmaschine – all dies können die Eltern jederzeit online erledigen. Da der Lebensgefährte der Mutter mittwochs und freitags Home-Office nutzt, kann er sich seine Arbeitszeit an diesen Tagen frei einteilen und Phil kann die Informationsrecherche zu seinem Referatsthema unabhängig von Öffnungszeiten der Bücherei in Angriff nehmen. Digitalisierung ermöglicht viele Aktivitäten ohne Abhängigkeit von Zeitabschnitten und Orten durchzuführen. Diese Optionen eröffnen uns Zeitgestaltungsfreiräume, die wir weitaus vielfältiger nutzen können als Menschen, die ohne digitale Techniken gelebt haben oder noch leben.

Deutlich erkennbar ist, dass der gesellschaftlich gegebene Zeittakt mehr und mehr verlorengeht. Was daraus folgt, ist die **anspruchsvolle Aufgabe für das Individuum, sich selbst eine Taktung zu setzen.** Die meisten Menschen brauchen einen gewissen Rhythmus und benötigen Strukturen um sich sicher und wohl zu fühlen. Ferner ist der Rückgang bestimmter Zeitmuster auch auf sozialkultureller Ebene zu beobachten. Institutionen, die lange Jahre Vorgaben zur Zeitnutzung

und -einteilung gemacht haben, verzeichnen rückläufige Mitgliederzahlen und bemerken, dass ihre regelmäßigen zeitlich vorgegebenen Veranstaltungen immer weniger nachgefragt werden. Auch wenn die Kirchenglocken vielerorts noch läuten, erfüllen sie ihren ursprünglichen Zweck, die Menschen zum Gottesdienst zu rufen, nur noch marginal. Auch den Tag der Arbeit nutzen viele Beschäftigte nicht mehr, um sich an Kundgebungen zu beteiligen, sondern als zusätzlichen freien Tag. Wer heute allgemein gültige Zeitbestimmungen festlegen möchte, muss mit Kritik und Abwehr rechnen. Dies betrifft sowohl die Diskussion um die Einhaltung der Nachtruhe während Fußballwelt- bzw. Fußballeuropameisterschaften als auch die Debatte um verkaufsoffene Sonntage.

Verändert sich Zeit durch Digitalisierung?

Bezogen auf das Phänomen Zeit an sich verändert Digitalisierung im Kern jedoch nichts. Ein Tag hat nach wie vor 24 Stunden, ein Jahr üblicherweise 365 Tage. **Digitalisierung schafft weder Zeit noch frisst sie Zeit, sie ermöglicht uns lediglich Zeit anders zu nutzen** – genauso wie auch andere Erfindungen und Entwicklungen unseren Umgang mit der Ressource Zeit maßgeblich verändert haben. Zu nennen seien hier beispielhaft das Rad, Elektrizität oder auch die Schrift. Wir können keine Zeit sparen, wenn wir gewisse Aufgaben im Haushalt technisch bzw. digital gesteuert erledigen lassen, statt sie selbst durchzuführen. Es ist mir zwar möglich, den

Backofen per Smartphone von einem beliebigen Ort anzuschalten, aber ich gewinne dadurch keine Minute mehr Zeit am Tag. **Was ich aber gewinne, ist die Freiheit, die Zeit, die ich habe, anders zu nutzen** als nach Hause zu fahren und den Backofen anzustellen. Mehr Freiheiten zu besitzen, ist zunächst einmal positiv. Es impliziert jedoch auch, **mehr Verantwortung** übernehmen zu müssen. Freiheit heißt, sich entscheiden zu können, aus unterschiedlichen Möglichkeiten wählen zu müssen. Hier ergeben sich im Hinblick auf den Faktor Zeit nicht zu unterschätzende Herausforderungen. Für Familien bedeutet das, sich vermehrt selber Zeitstrukturen aufzubauen, Regeln zu bestimmen, Vereinbarungen zu treffen, Rituale zu pflegen. Es stellen sich Fragen, die es im Zusammenhang mit immer mehr Auswahloptionen zu beantworten gilt: Werden Zeiträume festgelegt, in denen es um das persönliche Erleben von Gemeinsamkeit geht – mit Gesprächen, Berührungen, unmittelbaren Kontakten? Wie wird damit umgegangen, dass jedes Familienmitglied prinzipiell jederzeit über das Smartphone erreichbar sein könnte – gibt es hier gewisse „Auszeiten“, in denen Einflüsse von außen „abgeschaltet“ werden? Wie erfolgt die Trennung von Arbeits- und Freizeit, wenn die Familienmitglieder auch von Zuhause aus arbeiten? ►

Was sich jedoch trotz des kontinuierlichen Verlaufs von Stunden, Tagen und Jahren im Kontext der Digitalisierung massiv verändert, ist das persönliche Zeiterleben.

Der vor allem von dem Soziologen Hartmut Rosa geprägte Begriff der Beschleunigung¹ ist das Stichwort, das die Dynamik unserer Mobilität und Kommunikation treffend auf den Punkt bringt. Immer geht es um weiter, mehr und besser in weniger Zeit. Diese Veränderungen erzeugen beim Individuum Druck. Viele Menschen empfinden Zeitnot, fühlen sich gehetzt und leiden unter Stresssymptomen. Wie wir Zeit erfahren, hat viel damit zu tun, in welchem Umfeld wir leben und welche Anforderungen an uns gestellt werden. Es hängt aber auch damit zusammen, wie wir uns selbst zum Zeitverlauf positionieren. Empfinde ich mich als jemand, der der Zeit hinterherläuft, der getrieben wird von externen Einflüssen? Oder empfinde ich mich als Zeitgestalter*in, als jemand, dem die beschleunigten Umweltbedingungen bewusst sind und der selbst entscheidet, wann und inwiefern er sich von dem Sog mitziehen lässt? Es lässt sich sicher nicht durchgängig vermeiden, auch mal unter Zeitstress etwas erledigen zu müssen, dennoch bestehen für das Individuum immer auch Freiräume, in denen Entschleunigung möglich ist.

Qualitätszeit – Eine Frage der Definitionsmacht

In einer Studie von McKinsey & Company in Zusammenarbeit mit dem Bundesfamilienministerium und Microsoft ist von Qualitätszeit² die Rede. Versucht

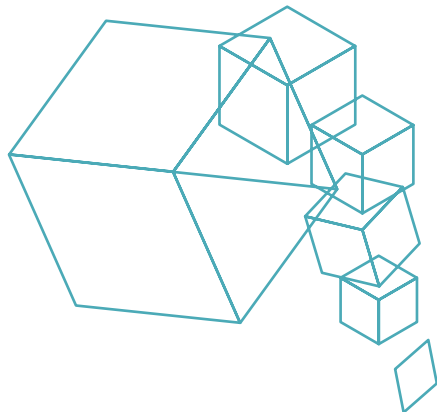
wird hier, Zeit in unterschiedliche Qualitätsstufen einzuteilen. Zeit für Familienausflüge wird als Qualitätszeit bewertet, Zeit für haushaltsnahe Aktivitäten nicht. Macht eine solche Auf- und Abwertung von Zeit Sinn? Ist Zeit an sich überhaupt qualitativ zu beurteilen? Oder ist es vielmehr die Gestaltung der Zeit, die wir als besser oder schlechter definieren können – und dies durchaus subjektiv. In der Logik der Wirtschaft macht die Unterscheidung von Qualitätszeit und weniger qualitativer Zeit natürlich Sinn, geht es doch im Kern darum, Produkte anzukurbeln, die dem Menschen Aufgaben, deren Erledigungen als nicht qualitativ hochwertig angesehen werden, abzunehmen oder zumindest soweit zu erleichtern, dass die zu erbringende Zeit deutlich reduziert wird – selbstgesteuerte Staubsauger, Küchenmaschinen, die nach Zugabe der Zutaten, diese eigenständig zu einem Lebensmittel verarbeiten oder ähnliche technische Raffinessen. Aus der Perspektive des Individuums sind solche vorbestimmten Wertungen jedoch mit Vorsicht zu behandeln. Hier ist Reflexion gefragt – möchte ich mir die Einschätzung meiner Zeitznutzung von außen vorgeben lassen, oder möchte ich lieber selber entscheiden, was für mich eine hochwertige Zeitznutzung darstellt und was für mich weniger wertvoll ist? Es könnte sein, dass unsere Beispielfamilie gar

¹ Rosa, Hartmut, 2016: „Beschleunigung und Entfremdung - Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit“.

² McKinsey & Company, 2016: „Digitalisierung in deutschen Haushalten – Wie Familien mehr Qualitätszeit gewinnen können“ – abrufbar unter: https://www.mckinsey.de/files/mck_digitalisierung_in_privaten_haushalten.pdf

„Wir sind vom technischen Zeitalter geprägt. Verfassung und Rechtsstaat aber können uns kaum Auskunft über das Wesen der Technik geben. Im Zeichen solcher Spannungen steht unsere Lebensweise und damit unsere ganze Kultur. Geist und Kunst wenden sich ihnen zu. Sie helfen uns, mit der Widersprüchlichkeit des Fortschritts zu leben.“

Richard von Weizsäcker



keine vollautomatische Küchenmaschine möchte, weil sie sehr gerne kocht oder backt – einzelne Familienmitglieder alleine sowie zum Teil auch gemeinsam als verbindendes Element. Keine Frage, viele technische und digitalisierte Dinge sind einfach praktisch – die Bewertung sollte aber jeder Mensch für sich vornehmen.

Selbstbestimmung – Wer entscheidet für mich, was ich wo, wann und wie digital nutze?

Letztendlich geht es beim Thema Digitalisierung um die Frage der Selbstbestimmung. Es ist erforderlich, für mich und meine Familie eine Balance zwischen digital und nicht digital herzustellen, immer wieder neu und vermutlich auch immer wieder unterschiedlich – je nach aktuellem Kontext und individuellen Empfindungen.

Um selbstbestimmt zu bleiben, muss ich reflektieren, mir selbst bewusst werden, eine Haltung zeigen. Dies ist keineswegs eine einfache Aufgabe und im digitalisierten Zeitalter bezieht sich diese Herausforderung nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Vergangenheit bzw. die Zukunft. Nie zuvor haben Daten unsere Vergangenheit in dem Ausmaß gespeichert und verbreitet wie heutzutage. Die digitale Datenspeicherung ermöglicht eine Quantität an Aufbewahrung von Informationen, die zahlenmäßig kaum noch abzubilden ist. Möchten wir selbst die Oberhand über unsere persönlichsten Anliegen behalten, brauchen wir einen aufmerksamen Umgang mit digitalen Möglichkeiten. **In Familien führt daher kein Weg an der gemeinsamen Auseinandersetzung über Art und Umfang digitaler Nutzung vorbei. ►**

Fazit: Wie nutzen wir Zeit? – Digitalisierung ist keine Ausrede

Digitalisierung ist eine Tatsache. Sie gehört zu unserem Leben dazu und sie wird sich weiterentwickeln und umfassender werden. Unser Alltag wird durch zahlreiche digitale Elemente beeinflusst und wir erhalten durch sie mehr Möglichkeiten, unser Leben zu gestalten. Wir nutzen sie und profitieren enorm durch die neuen digitalen Medien. Der Verantwortung des Umgangs mit ihr können wir uns allerdings nicht entziehen. Auch wenn es uns manchmal so vorkommt, als wenn wir der „digitalen Welt“ als einzelne Person unterlegen sind, sollten wir uns damit nicht abfinden. Letztendlich können wir selbst entscheiden, wie und in welchem Umfang wir sie nutzen. Viele Aufgaben lassen sich digital schneller und einfacher erledigen. Fakt ist aber auch, dass die Beschäftigung mit digitaler Technik auch Zeit einfordert! Wir investieren viele Stunden in der Woche für unsere Arbeit und Kommunikation mit und über Smartphones und andere Techniken. Dessen sollten wir uns bewusst sein. Was das für Familien bedeutet, welche Chancen und Herausforderungen sich im Kontext der digitalen Umwelt für sie ergeben, wurde in diesem Beitrag aufgezeigt. Letztendlich kommt es darauf an, wie die einzelnen Familienmitglieder ihr Miteinander gestalten, mit und ohne digitale Techniken. Bedeutsam ist das Gespräch darüber, welche (zeitlichen) Strukturen sich die Familie gibt, so dass es jedem Familienmitglied damit gut geht und genug Zeit für „aktive“ Gemeinschaft, für das gemeinsame Erleben und Zeitverbringen bleibt. Denn davon lebt Familie – vom Kontakt und dem Gefühl der Zusammengehörigkeit (damit ist nicht zwangsläufig eine har-

monische Zusammengehörigkeit gemeint). Digitalisierung kann hierfür nützlich sein – sie ermöglicht Kommunikation über Entfernungen und das zeit- und ortsunabhängige Erledigen gewisser Aufgaben, sodass mehr Zeit für die Begegnung in der Familie bleibt. Wenn wir uns reflektiert in der digitalen Welt bewegen und die Bodenhaftung in der physischen Wirklichkeit nicht verlieren, können wir durch Digitalisierung vieles gewinnen. ◆



Lara Salewski

Geschäftsführung Evangelische Arbeitsgemeinschaft Familie NRW – eaf-nrw, Referentin der Diakonie Rheinland-Westfalen Lippe für Frauenhäuser, Frauenberatungsstellen, Prostitution und Menschenhandel

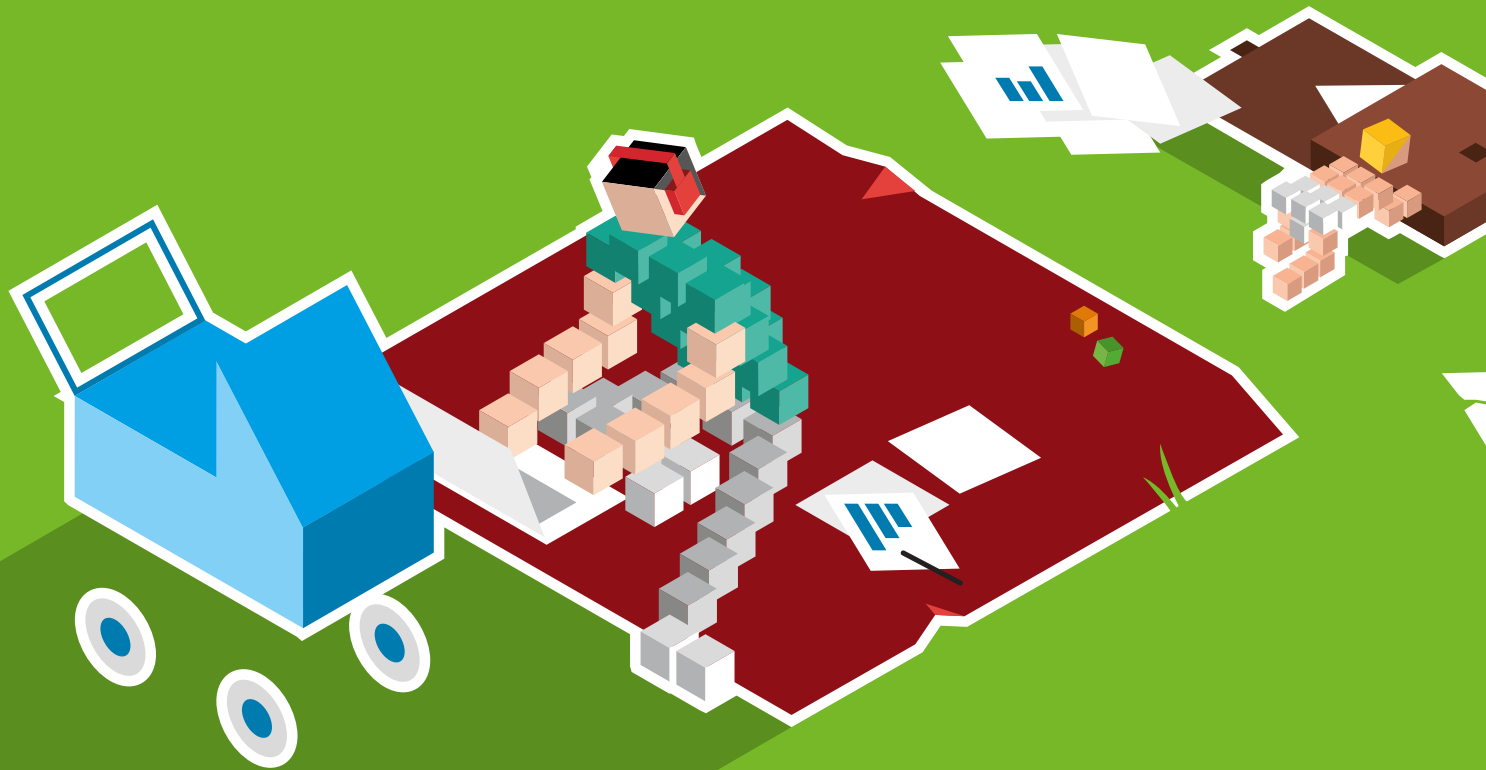
„In Psalm 139 wird Gott in der ganzen Ambivalenz seiner Allgegenwart beschrieben, wenn es heißt:

„Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es ... Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege ...
Wohin soll ich gehen vor deinem Geist und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht?“

(Ps 139, 2,3,7)

Von dieser Vorstellung einer alles überwachenden Gegenwart ist das legendäre Zitat des Google-Chairmans nicht weit: „Wir wissen, wo du bist. Wir wissen, wo du warst. Wir wissen mehr oder weniger, worüber du nachdenkst.“ Nur: Wohin soll ein vernetzter Bürger fliehen?“

Haberer, Johanna (2015):
Digitale Theologie. Gott und die Medienrevolution der Gegenwart,
Kösel-Verlag, München, S. 122.





Vereinbarkeit von Familie und Beruf

von Marcel Temme, Jürgen Haas und Martin Treichel

In immer mehr Familien ist das Anderthalb- bis Zweiverdienerpaar zur Regel geworden. Und nach Untersuchungen des Zukunftsforschers Horst Opaschowski aus dem Jahr 2013 wünschen sich zwei Drittel der Befragten eben diese Modelle.¹ Wenn nun aber beide Elternteile arbeiten, muss die Kinderbetreuung, aber auch die Versorgung pflegebedürftiger Angehöriger anders als dies bislang meistens üblich war, geregelt werden. Es ist eben nicht mehr selbstverständlich, dass die Mutter zu Hause bleibt und die Kinder oder die Pflegebedürftigen versorgt und der Vater als Alleinverdiener für das finanzielle Auskommen sorgt. ►

Die Politik hat mit dem Ausbau der U3-Betreuung begonnen, um den veränderten Ansprüchen der Familien und der Wirtschaft gerecht zu werden. Die Kommunen gingen zunächst davon aus, dass etwa 40 Prozent der Eltern einen Kita-Platz für 1- bis 3-Jährige in Anspruch nehmen werden. Sollten die Befragungsergebnisse von Opaschowski Realität werden, könnten in Zukunft bis zu 80 Prozent der Kinder in diesem Alter in Einrichtungen betreut werden. Nicht nur die Politik, auch die Partnerschaften und die Arbeitgeber*innen sind vor dem Hintergrund von Doppelverdienerpaaren vor größere Herausforderungen gestellt. Während von Unternehmen beispielsweise mehr Engagement im Bereich der Betreuung der Kinder oder flexiblere Arbeitszeiten gefordert werden, braucht es in Partnerschaften ein Aushandeln unter den Partner*innen, wie die Kinderbetreuung sichergestellt werden kann. Vor allem in Zeiten von Krankheiten der Kinder oder zu Schließzeiten der Betreuungseinrichtungen sind Eltern gefordert. Nur gemeinsam sind Arbeits- und Familienphasen so zu koordinieren, dass genügend Zeit für beides bleibt: Familie *und* Arbeit.

Wann sind Familie und Beruf gut vereinbar?

Von einer gelingenden Vereinbarkeit von Familie und Beruf kann gesprochen werden, wenn familiäre und berufliche Anforderungen so bewältigt werden können, dass sowohl das physische, als auch das psychische Wohlbefinden der Eltern und der Kinder gewährleistet ist und alle Beteiligten von großer Zufriedenheit mit der Situation berichten können. Vermehrt erkennen Unternehmen die Bedeutung einer guten Vereinbarkeit, die sich auch betriebswirtschaftlich auszahlt.

Unternehmen haben vielfältige Möglichkeiten, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu unterstützen und die Arbeitsbedingungen familienfreundlicher zu gestalten. Diese sozialen Unterstützungsmöglichkeiten lassen sich zwei Kategorien zuordnen: Erstens den informellen Unterstützungsmaßnahmen, die sich aus dem Gefühl von Anerkennung, Wertschätzung und Fürsorge ergeben und sich z. B. in einer familienfreundlichen Unternehmenskultur widerspiegeln. Zweitens den formellen Maßnahmen, die strukturelle Instrumente zur besseren Vereinbarkeit umfassen.

Neben den Unternehmen braucht es für eine gelingende Vereinbarung von Familie und Beruf familiäre Unterstützung. Auch hier sind formelle und informelle Maßnahmen zu unterscheiden. Die Unterstützenden können nicht nur Partner oder Partnerin, sondern auch Großeltern, Geschwister oder weitere Personen sein, die die Betreuung zeitweise übernehmen oder emotional unterstützen.² Verschiedene Untersuchungen zeigen, dass vor allem **flexible Arbeitszeiten** als Treiber einer besseren Vereinbarkeit angesehen werden. Flexibel bedeutet in diesem Zusammenhang aber vor allem kürzer.³

Digitalisierung der Arbeitswelt

Im Weißbuch des Bundesarbeitsministeriums wird die Digitalisierung der Arbeitswelt als Spannungsfeld beschrieben.⁴ Für die einen stehen Chancen und Möglichkeiten im Vordergrund, für die anderen birgt sie große Unsicherheiten. Die Arbeitswelt wird sich aufgrund der Digitalisierung verändern, soviel steht fest. Ob Arbeitsplätze verloren gehen, ob andere Tätigkeiten als heute gefragt sind oder ob Entgrenzung und Arbeitsverdichtung zunehmen, ist für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf natürlich nicht uner-

heblich. Diese Auswirkungen werden ausführlich im Weißbuch beschrieben. Ebenso werden weitere Megatrends, wie der demografische Wandel oder die Globalisierung, die Einfluss auf die zukünftige Arbeitswelt haben, mit bedacht. Im Zentrum dieses Artikels sollen die direkten Auswirkungen der Digitalisierung auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der heutigen Arbeitswelt stehen.

Von verschiedener Seite werden die positiven Auswirkungen der Digitalisierung auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf betont. Insbesondere die Möglichkeit des zeitlich und örtlich unabhängigen Arbeitens, **das mobile Arbeiten**, sei ein großer Fortschritt hin zu besserer Vereinbarkeit. Das Institut der deutschen Wirtschaft (IW) zeigt in einer Studie auf, dass Digitalisierung die Chance für Arbeitnehmende bietet, Familie und Beruf besser zu vereinbaren.⁵ Unternehmen, die auf Digitalisierung setzen, seien für Fachkräfte attraktiver. Die Studie verweist auch auf die Bedeutung von auf die individuellen Bedürfnisse abgestimmten Arbeitszeiten. Diese seien in stark digitalisierten Betrieben, sogenannten Unternehmen 4.0, häufiger vorzufinden, als in weniger digitalisierten Unternehmen. Zudem seien mobil arbeitende Menschen eher in der Lage, die Vereinbarkeit zu bewerkstelligen. Das führt dazu, dass vier von zehn mobil arbeitenden Beschäftigten ihren Arbeitgebenden als ausgeprägt familienfreundlich bewerten, während dies nur etwa 25 % der nie mobil arbeitenden Angestellten tun. Dies liege vor allem an der technologischen Möglichkeit, Arbeit räumlich und zeitlich zu flexibilisieren. ►



Sicher bietet die Digitalisierung Chancen. Mit dem Handy oder Laptop von unterwegs zu arbeiten, E-Mails zu schreiben, Telefonate zu führen, ermöglicht früher unproduktive Zeiten wie Fahrzeiten, nun nutzen zu können. Bspw. können Arbeitszeiten über eine App geplant werden, um somit private und berufliche Verpflichtungen einfacher zu koordinieren. Auf der anderen Seite droht aber eine **weitere Entgrenzung der Arbeit**. Bereits heute ist es für einige Beschäftigte kaum mehr möglich, zu Hause abzuschalten und nur noch für die Familie da zu sein. Immer schwebt das nächste Projekt oder die wichtige Aufgabe, die die Chefin/der Chef beim Verlassen des Büros mit auf den Weg gegeben hat, noch im Kopf. Zudem liegt, laut einer Prognos-Studie zu mobilem Arbeiten in NRW, die Verbreitung dieser Arbeitsform derzeit erst bei 52 %, wobei mobiles Arbeiten nur in 13 % der Unternehmen der Mehrheit der Beschäftigten zur Verfügung steht. Immerhin 65 % der Unternehmen schließen nicht gänzlich aus, dass mobiles Arbeiten von Ihnen angeboten werden könnte. Mobiles Arbeiten wird also die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Zukunft nicht für alle Beschäftigten verbessern können.

Zudem gab es in letzter Zeit vermehrt Hinweise auf die so genannte „Vereinbarkeitslüge“. Tenor: Familie und Beruf sind nicht zu vereinbaren. Zwei Lebensbereiche, die sich so diametral gegenüber stehen, sind nicht „unter einen Hut“ zu bekommen, weil sie die gleichen Zeiten beanspruchen. Weil beide Systeme, Familie wie Beruf, je für sich die volle Aufmerksamkeit, die gesamte Konzentration und hohe Flexibilität erfordern, kann es eine wirkliche Vereinbarkeit, ein gerechtes Gleich-

gewicht nicht geben. Bei gleichzeitiger Ausübung würden sich die Zeiten dieser Lebensbereiche einfach addieren. Der Kern des Problems: Eltern können nicht gleichzeitig arbeiten und für die Kinder da sein. Da hilft auch keine Digitalisierung. Es stellen sich daher grundsätzliche Fragen: Welche Betreuung unserer Kinder wollen wir? Brauchen Eltern nicht mehr Zeit für die Erziehung und Betreuung ihrer Kinder? Und wären daher reduzierte Arbeitszeiten für Eltern zu fordern, die staatlich gefördert werden? Oder könnten andere Modelle, die Mutter und Vater dabei unterstützen, Zeit für die Aufgaben in der Familie aufzubringen, entwickelt und umgesetzt werden? Und ist das Bild von Eltern, die möglichst schnell mit möglichst vielen Stunden in den Beruf zurückkehren möchten, überhaupt richtig? Sind hier nicht die Interessen der Wirtschaft denen der Familien übergestülpt und übergeordnet worden?

Zeit ist grundsätzlich eine begrenzte Ressource (s. Kapitel Zeit.). Familien in ihren unterschiedlichen Phasen, sollen soweit wie möglich von der Politik, den Arbeitgebenden und der Gesellschaft unterstützt werden. Es ist anzustreben, dass möglichst viel Zeit für die Familie und somit für Betreuung, Erziehung wie auch Pflege zur Verfügung steht. Natürlich gibt es unterschiedliche Lebensentwürfe. Einige Eltern möchten möglichst schnell wieder in den Beruf einsteigen und möglichst in Vollzeit wieder Karriere machen können. Viele möchten aber vor allem Zeit für die Familie haben. Vereinbarkeit von Familie und Beruf trägt allen Lebensentwürfen Rechnung und qualifiziert niemanden ab. ●

- ¹ IPSOS, 2013:
Die Doppelverdienerfamilie ist das neue Ideal – mit Folgen.
Abrufbar unter: <http://www.ipsos.de/publikationen-und-presse/pressemitteilungen/2013/die-doppelverdienerfamilie-ist-das-neue-ideal-%E2%80%93-mit-folgen> (05.12.2016)
- ² Strecker, 2016:
Organisationale Unterstützung zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Wiesbaden.
- ³ Klenner, Christina:
Familienfreundliche Betriebe - Anspruch und Wirklichkeit; In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Aus Politik und Zeitgeschichte 34/2007, Abrufbar unter: <http://www.bpb.de/apuz/30293/familienfreundliche-betriebe-anspruch-und-wirklichkeit> (03.12.2016)
- ⁴ BMAS, 2016:
Weissbuch – Arbeiten 4.0, Diskussionsentwurf, abrufbar unter: <http://www.bmas.de/DE/Service/Medien/Publikationen/a883-weissbuch.html> (03.12.2016)
- ⁵ Hammermeister, Stettes, 2016:
Familienfreundliche Arbeitswelt im Zeichen der Digitalisierung; Abrufbar unter: <http://www.iwkoeln.de/studien/iw-trends/beitrag/andrea-hammermann-oliver-stettes-family-friendly-working-environments-in-the-age-of-digitalization-findings-based-on-the-2016-monitor-of-corporate-family-friendliness-311538> (06.12.2016)



Marcel Temme

Diplom-Gerontologe

Referent für Demografie im Fachbereich
„Männer, Familie, Ehrenamt“ am Institut für
Kirche und Gesellschaft, Schwerte-Villigst



Jürgen Haas

M.A. der Supervision und Beratung

Referent für Familienbildung im Fachbereich
„Männer, Familie, Ehrenamt“ am Institut für
Kirche und Gesellschaft, Schwerte-Villigst



Martin Treichel

Landesmännerpfarrer der
Evangelischen Kirche von Westfalen

Leiter des Fachbereichs „Männer,
Familie, Ehrenamt“ am Institut für
Kirche und Gesellschaft, Schwerte-Villigst

Kommunikation von Lara Salewski

Im Kontext des enormen Fortschritts im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) vervielfältigen sich die Formen, wie Menschen miteinander kommunizieren können. **Digitale Kommunikationsweisen gewinnen zunehmend an Bedeutung.** Die meisten Menschen verfügen über mindestens ein technisches Gerät, mit dem sie digital kommunizieren können. „Online“ sein ist zur Normalität geworden, per Tablet, Smartphone und anderer Technik können wir von nahezu überall auf das Internet zugreifen. Wie so vieles wird auch Kommunikation komplexer. Grundsätzliche Kommunikationsmodelle (z. B. Watzlawick¹ oder Schulz von Thun²) betrachten Kommunikation als Austausch von Informationen – vereinfacht dargestellt zwischen einer/einem Sender*in und einer/einem Empfänger*in. Definiert werden verschiedene Ebenen, die innerhalb des Kommunikationsprozesses eine Rolle spielen, beispielsweise eine Sachebene und eine Beziehungsebene. Deutlich wird durch diese Modelle, dass Kommunikation immer ein interaktiver Prozess ist, an dem zwei (oder mehr) Personen beteiligt sind, die miteinander interagieren. Jede Person sendet Signale aus, empfängt Signale und interpretiert diese so, wie es für sie in dieser Situation offensichtlich erscheint.

Dieser Kern von Kommunikation – dieses Zusammenspiel zwischen Senden, Empfangen und Interpretieren – bleibt auch Grundlage digitaler Kommunikation.

Dennoch finden sich wesentliche Unterschiede zwischen verschiedenen Kommunikationsarten. Die Tabelle auf Seite 21 soll diese Differenzen zwischen beispielhaft aufgeführten Kommunikationsarten aufzeigen.

„Man muss viel gelernt haben, um über das, was man nicht weiß, fragen zu können.“

Jean-Jacques Rousseau

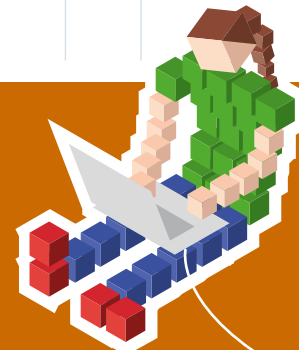
Sinneswahrnehmungen

Die markantesten Unterschiede finden sich, wenn wir die unterschiedlichen Formen von Kommunikation im Hinblick darauf betrachten, inwiefern die Kommunikationspartner*innen sich gegenseitig direkt über Sinneswahrnehmungen erfahren. Ein umfassendes Sinneserleben des Gegenübers ist ausschließlich bei der direkten face-to-face-Kommunikation möglich. Hier hören, sehen, riechen und fühlen sich Menschen unmittelbar. Beim Küssen wird darüber hinaus auch der Geschmackssinn angeregt. **Dieses Alleinstellungsmerkmal von face-to-face-Kommunikation** ist nicht zu unterschätzen. Durch die direkte vielschichtige Wahrnehmung des Gegenübers wird die Interaktion zwischen zwei Menschen komplex und intensiv. Lügen, Schauspielern, sich verstellen ist bei dieser unmittelbaren Kommunikation weitaus schwieriger. ►

¹ Beavin, Janet H./ Jackson, Don D./ Watzlawick, Paul (2011): Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien, Hogrefe, vorm. Verlag Hans Huber, 12. Auflage.

² Schulz von Thun, Friedemann (2010): Miteinander reden 1: Störungen und Klärungen: Allgemeine Psychologie der Kommunikation, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 48. Auflage.

	<i>direkte face-to-face-Kommunikation</i>	<i>Brief / Fax</i>	<i>E-Mail</i>	<i>Telefonat</i>	<i>SMS</i>	<i>WhatsApp / Threema</i>	<i>Skype</i>	<i>YouTube</i>	<i>Snapchat, Instagram</i>	<i>facebook</i>
<i>Sender*in und Empfänger*in zeitgleich im direkten Kontakt an einem Ort</i>	✓	✗	✗	✗	✗	✗	✗	✗	✗	✗
<i>Sender*in und Empfänger*in zeitgleich im direkten Kontakt an verschiedenen Orten</i>	✗	✗	✗	✓	✗	✗	✓	✗	✗	✗
<i>Sender*in und Empfänger*in nicht zeitgleich und unabhängig vom Ort an der Kommunikation beteiligt</i>	✗	✓	✓	✗	✓	✓	✗	✓	✓	✓
<i>Gestik</i>	✓	✗	✗	✗	✗	✗ ✓	✓	✓	✓	✓
<i>Mimik</i>	✓	✗	✗	✗	✗	✗ ✓	✓	✓	✓	✓
<i>Wortwahl</i>	✓	✓	✓	✓	✓	✓	✓	✓	wenig	✓
<i>Tonlage / Sprachweise (laut, leise, flüstern, schreien usw.)</i>	✓	✗	✗	✓	✗	✗ ✓	✓	✓	✗ ✓	✗
<i>Textformat (Schriftart, Punktgröße usw.)</i>	✗	✓	✓	✗	✓	✓	✗	✗	✗	✓
<i>Bilder (Fotos, Symbole, Icons, Zeichen, Tabellen usw.) möglich</i>	✗	✓	✓	✗	✓	✓	✓	✓	✓	✓
<i>Emoticons als wichtiger Emotionsausdruck</i>	✗	✗	✗	✗	✓	✓	✓	✓	✓	✓
<i>(voreingestellte) Bewertungen (z.B. Like)</i>	✗	✗	✗	✗	✗	✓	✗	✓	✓	✓
<i>direkte Sinneswahrnehmungen des Kommunikationspartners / der Kommunikationspartnerin</i>	<i>Hören, Sehen, Riechen, evt. Fühlen (Berührung), evtl. Schmecken (Kuss)</i>			<i>Hören</i>		<i>Sehen</i>	<i>Hören, Sehen</i>	<i>Sehen</i>	<i>Sehen</i>	<i>Sehen</i>



Durch das zeit- und ortsgleiche Interagieren ist ein sich Entziehen aus der Kommunikation ohne dass das Gegenüber es sofort bemerkt, kaum möglich. Je vertrauter die Beziehung zwischen den Kommunikationsbeteiligten ist, desto vertrauter sind auch die Settings und Verhaltensweisen innerhalb der Kommunikation. Dies ist gerade in Familien relevant. **Erwachsene und Kinder erfahren innerhalb der Familiengemeinschaft Nähe und Verbundenheit, die durch mehr oder weniger alltägliche, direkte face-to-face-Kommunikation getragen und gestaltet wird.** Der Trend, dass digitale Kommunikation immer stärker im Familienkontext eine Rolle spielt, beeinflusst die Kommunikationszusammenhänge in den familiären Gemeinschaften.

Auf der einen Seite kann beobachtet werden, dass Familienmitglieder im familiären Nahraum (Wohnung, Haus, Garten, während gemeinsamer Aktivitäten) zunehmend online sind und über ihr Smart-

phone o. ä. nebenbei mit anderen Personen(gruppen) digital kommunizieren. Dies kann die unmittelbare Kommunikation vor Ort irritieren und stören und zu Konflikten führen. Diese Konflikte auszutragen, wird mit Aufkommen immer neuer Techniken verstärkt Aufgabe von Familien sein. **Kommunikation über Kommunikation wird vermutlich ein häufiger Bestandteil familiärer Diskussion werden.**

Auf der anderen Seite erweitern digitale Kommunikationsmedien die Möglichkeiten des Kontaktes zwischen Familienmitgliedern enorm. Sowohl innerhalb der Kernfamilie als auch darüber hinaus wird das Aufrechterhalten des Kon-

taktes durch die verschiedenen Medien einfacher – unabhängig von orts- und zeitbezogenen Faktoren. Diese Erweiterung der Möglichkeiten kann positiv empfunden werden. Beziehungen können über Entfernungen enger gehalten werden, der Einbezug der Partnerin/ des Partners in den persönlichen Alltag ist durch WhatsApp und Co auch dann machbar, wenn der/die Partner*in in weiter Entfernung wohnt. Allerdings können diese allzeit verfügbaren Kontaktoptionen auch Druck ausüben. Menschen können sich durch ständige Nachrichten kontrolliert, manipuliert oder gestresst fühlen. Auch diesbezüglich ist ein vermehrter Austausch über das Was, Wann, Wie an Kommunikation unabdingbar.

Zeit und Ort

Zeit- und Ortsfaktoren spielen in einer individualisierten Gesellschaft wie der unseren, in der das Individuum sein Leben immer umfassender unabhängig und individuell gestalten will bzw. muss, eine bedeutende Rolle. Die vermehrte Nutzung digitaler Kommunikationsmedien ist sicherlich auch eine Folge des Lebenswandels allgemein. In eine Telefonzelle zu gehen, um zu telefonieren oder ein Netzkabel einstecken zu müssen, um ins Internet zu kommen, all das empfinden viele als lästige Einschränkung. Ferner sind wir es durch die etablierten IKT gewohnt, Nachrichten zu senden, ohne darauf angewiesen zu sein, dass die/der Empfänger*in zeitgleich diese Nachricht annimmt. Die Folge des digitalen Sendens und Empfangens ist

eine erhöhte Verantwortungsübernahme. **Aufgrund der Tatsache, dass viele Menschen fast immer erreichbar sind und prinzipiell immer Nachrichten senden und empfangen können, müssen sie permanent Entscheidungen treffen, welche Nachrichten sie tatsächlich an wen schreiben bzw. welche Informationen sie übermitteln und welche Nachrichten sie annehmen/lesen.** Diese Anforderung kann für einige Personen zu einer Überforderung werden.

Sich selbst und seine Kommunikationsnetzwerke derart umfänglich managen zu müssen, kann Druck ausüben und zu Stress- und/oder Überlastungssymptomen führen. Familien sind der Ort, wo diese Folgen von Überforderung letztendlich Auswirkungen haben. Eltern und/oder Kinder bringen ihre Gefühlslagen und ihre Probleme in die Familie ein. Bei schwierigen Belastungssituationen eines oder mehrerer Familienmitglieder kann es zu Spannungen innerhalb der Familie kommen.

Emotionen und Bewertungen

Weitere deutliche Unterschiede zwischen verschiedenen Kommunikationsarten werden sichtbar, wenn es um das Ausdrücken von Emotionen geht. Im persönlichen Gespräch werden Gefühle oftmals indirekt vermittelt. Anhand von Tonlagen und Sprachweisen kann die Empfängerin/der Empfänger einen Eindruck von der Emotionslage der sendenden Person gewinnen. Im face-to-face-Kontakt kommen darüber hinaus auch die bedeutsamen Ausprägungen von Gestik und Mimik

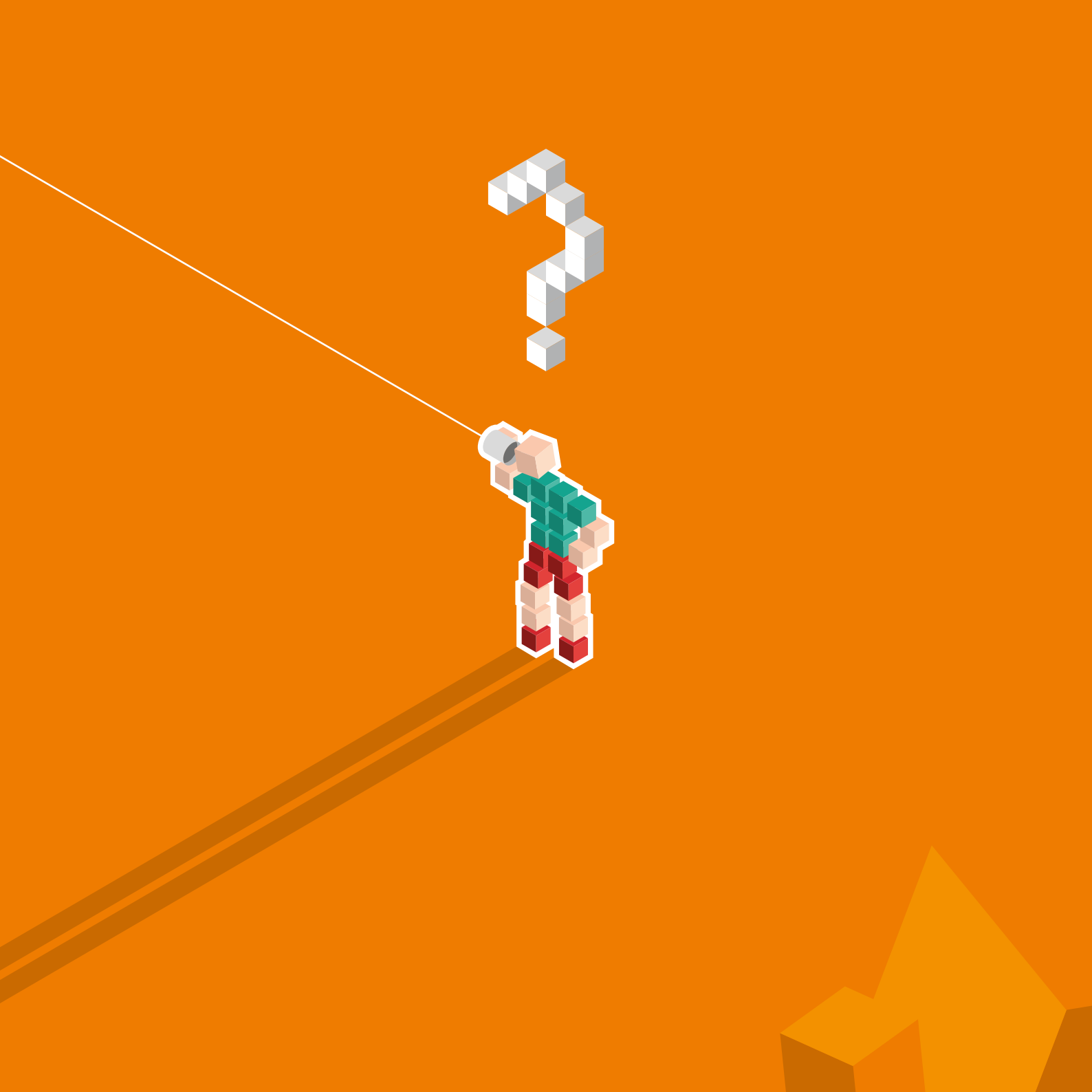


hinzu. All das fällt bei einfachen Textnachrichten weg. Das Risiko, dass dadurch Missverständnisse entstehen, ist relativ hoch. Zur Unterstützung der Textnachricht nutzen viele Menschen daher Emoticons. Durch das Hinzufügen eines auf bestimmte Weise schauenden Smileys, soll für die/den Empfänger*in erkennbar werden, wie die Aussage gemeint ist (z. B. ironisch) oder in welcher emotionalen Verfassung die/der Verfasser*in die Nachricht geschrieben hat (z.B. Ärger). Diese unterstützenden Optionen

können sehr hilfreich sein und das gegenseitige Verstehen zweier Dialogpartner*innen deutlich optimieren. Dennoch sind diese Ausdrucksweisen auch kritisch zu sehen. Emotionen sind komplex und vielschichtig. Sie laufen zum Teil unterbewusst ab. Eine verbildlichte Darstellung ist nicht immer ausreichend möglich.

Die Tiefe und Reichweite der gegenseitigen Empathie ist daher durch eine textbasierte, durch Bilder, Symbole und Zeichen unterstützte Kommunikation nicht so ausgeprägt wie bei unmittelbarem Kontakt von Angesicht zu Angesicht.

Ein letzter Aspekt, auf den in diesem Beitrag eingegangen werden soll, ist die Funktion des Bewertens, die zahlreiche Kommunikationsdienste anbieten. Sehr verbreitet und bekannt ist das Liken auf facebook. Durch das Klicken auf einen einzigen Button kann eine Person ausdrücken, dass ihr etwas gefällt. Diese und zahlreiche andere Ermunterungen, seinen Kommentar bzw. sein Urteil über etwas (ein Produkt, einen Mensch, eine Handlung, einen Ort, usw.) online und öffentlich abzugeben, hat dazu geführt, dass viele ►



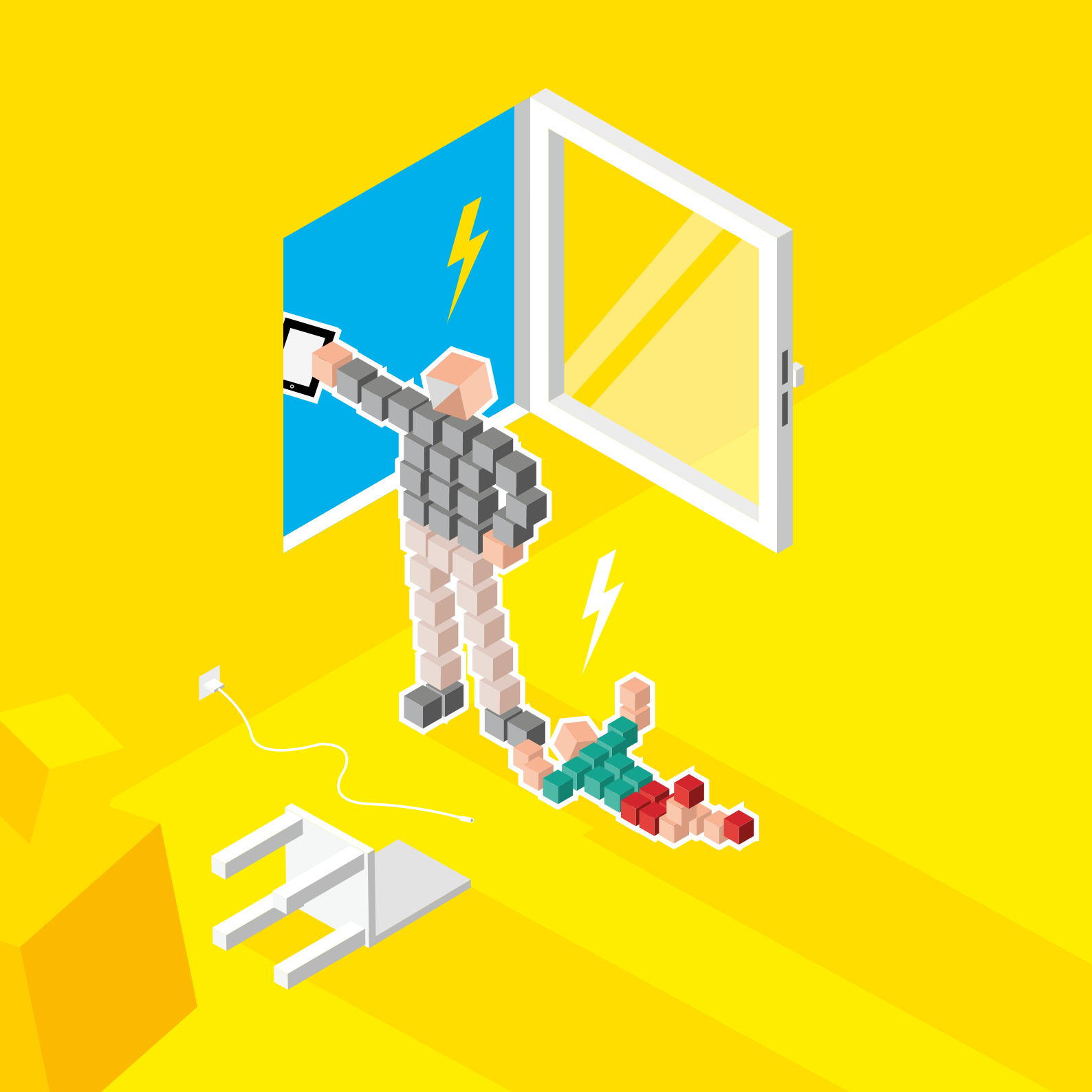
Menschen ihre Meinung und ihre Haltung extrem häufig bekanntgeben. Für viele Menschen ist das Urteilen „normal“ geworden. Es geschieht spontan, beiläufig, mehr oder minder unreflektiert. Die vermehrte Anwendung dieser Funktionen bewirkt, dass sich die Urteilskultur verändert. Personen, Dinge und Geschehnisse öffentlich zu beurteilen war früher mit wesentlich mehr Vorsicht und Respekt verbunden. Mittlerweile ist es üblich geworden. Die gesunkene Hemmschwelle, seine Meinung vor einem großen Personenkreis darzulegen, stößt an die Grenzen zeitbedingter Anstands- und Moralvorstellungen und wirft grundlegende ethische Fragen auf. Kommentieren und Beurteilen sind zu gewöhnlichen Kommunikationsinhalten geworden. Da Menschen über digitale Medien immer mehr von sich selbst preisgeben, wachsen auch die Anknüpfungspunkte für Bewertungen. Diese Entwicklung hat unter anderem auch Einfluss auf das Miteinander in Familien. **Einmal mehr muss Familie sich hier selbst Schutz- und Privaträume erschaffen, die von allen Familienmitgliedern akzeptiert werden.** Dies ist eine große Herausforderung, vor allem wenn Familienmitglieder im Hinblick auf die Weitergabe von Informationen und Fotos ein unterschiedliches (Scham-)Empfinden haben.

Kommunikation im digitalen Zeitalter – die Dimension dieses Feldes ist riesig. Kommunikation ist ein zentrales Verbindungsglied zwischen Menschen, zwischen einem „Wir“ und „Euch“ und einem „Ich“ und „Du“. Die Entwicklungen im technischen Bereich sind explosionsartig. Dennoch bleibt der besondere Wert direkter face-to-face-Interaktion unantastbar. Das sinnliche Erleben eines anderen Menschen und das Empfinden von Atmosphäre zwischen zwei Dialogpartner*innen ist nur dort so umfassend und intensiv möglich. Familie kann dafür einen vertrauten Raum bieten. ●



Lara Salewski

Geschäftsführung Evangelische Arbeitsgemeinschaft Familie NRW – eaf-nrw, Referentin der Diakonie Rheinland-Westfalen Lippe für Frauenhäuser, Frauenberatungsstellen, Prostitution und Menschenhandel



Konflikte in Familien

von Tobias Bendfeld und Christina Rockstroh

„Ich weiß eigentlich auch nicht so genau, was er da den ganzen Tag macht!“ So oder so ähnlich beantworten Eltern manchmal in Beratungsgesprächen die Frage danach, mit was sich denn ihr Sohn beschäftige, wenn er vor dem Rechner sitzt, das Tablet oder Smartphone in der Hand hält. In dieser Aussage stecken aus unserer Sicht bereits zentrale Punkte eines möglichen Dilemmas, in dem Familien sich im Zuge einer zunehmenden Digitalisierung ihres Lebensalltages befinden.

Konfliktbearbeitung braucht elterliche Kompetenzen

Kinder und Jugendliche besitzen ein **Anrecht auf selbstbestimmtes Handeln und Privatsphäre**. Sie bedürfen jedoch einer **altersangemessenen Begleitung**, sofern ihnen die Antizipation und daraus resultierende Bewertung von Konsequenzen des eigenen Verhaltens nicht oder nur eingeschränkt möglich sind. Bei bestimmten alltäglichen Aktivitäten und sozialen Kontakten erscheint uns dies als selbstverständlich. Betrachten wir zum Beispiel das Fahrradfahren. Will oder soll ein Kind das Fahrradfahren lernen, so stellen wir nicht einfach das Fahrrad bereit und sagen: „Los geht’s!“ Nein, vielmehr begleiten wir das Kind bei der Bewältigung dieser Aktivität: Wir unterstützen die motorische Anforderung des Fahrradfahrens, wir üben gemeinsam. Wir begleiten die Teilnahme am öffentlichen Verkehr, erklären Verkehrsregeln, füh-

ren Verhaltensregeln, wie etwa beim Überqueren von Straßen ein, sorgen für zusätzliche Sicherheit durch einen Fahrradhelm und fahren zunächst gemeinsam mit dem Kind Fahrrad, versichern uns, dass das Kind die erforderlichen Fähigkeiten zum Fahrradfahren im öffentlichen Straßenverkehr beherrscht. Dies können und machen wir, weil wir selbst Kenntnisse über die Erfordernisse einer Teilnahme am Straßenverkehr haben. Dies erst ermöglicht die Entwicklung einer eigenen Haltung und einer adäquaten Begleitung des Kindes.

Doch wie ist dies bei der Handhabung digitaler Medien wie einem Computer, Tablet oder Smartphone und digitalen Spielen, sozialen Netzwerken oder dem Surfen im Internet? Hier haben Eltern oftmals eine eher negative Bewertung. So werden vielfach Computerspiele auch losgelöst von deren Inhalt im Vergleich zu einem klassischen Brettspiel als weniger gute Freizeitgestaltung wahrgenommen. Auch besteht in weiten Teilen eine hohe Gefahrenorientierung bei der Benutzung Sozialer Netzwerke z.B. durch Risiken wie Cybermobbing. Wie beim Fahrradfahren ist aber die Nutzung digitaler Inhalte weder völlig ohne Gefahren für junge Benutzer wie Kinder oder Jugendliche, noch in jedem Falle hoch risikobehaftet. Kinder und Jugendliche bedürfen aus unserer Sicht auch bei der Nutzung ►

digitaler Inhalte einer ihrem Entwicklungsstand angemessenen Begleitung. Damit Eltern dies leisten können, müssen sie in der Lage sein, selber abzuschätzen, mit welchen digital vermittelten Inhalten ihre Kinder sich beschäftigen, mit welchem Personenkreis sie über Soziale Netzwerke in Kontakt stehen und welche möglichen Konsequenzen daraus erwachsen. Sie müssen auf der Basis eigener Erfahrungen oder Wissens eine Haltung für sich entwickeln. Erst diese ermöglicht es Ihnen, ihre Kinder alters- und inhaltsangemessen zu begleiten.

Eine derartige Begleitung beinhaltet aus unserer Sicht auch das Austragen möglicher Konflikte über die Nutzung konkreter digital vermittelter Inhalte und deren zeitliche Dauer, digitaler Spiele oder Sozialer Netzwerke. Haben Kinder oder Jugendliche einen zu großen Wissens- oder Erfahrungsvorsprung gegenüber ihren Eltern in der Nutzung digitaler Medieninhalte, so erschwert dies eine Auseinandersetzung und angemessene Begleitung: „Wer selber nicht Fahrradfahren kann und sich nicht im Straßenverkehr zurecht findet oder starke Unsicherheiten dabei empfindet, kann hier nur schwerlich adäquat begleiten!“ **Eine persönliche Haltung gegenüber digital vermittelten Inhalten ist dabei für Eltern aus unserer Sicht ebenso vonnöten, um gegenüber ihren Kindern auch in diesem Bereich eine Vorbildfunktion einnehmen zu können.** Ferner ermöglicht sie es Eltern, mit ihren

Kindern einen angemessenen Rahmen zu entwickeln oder zu setzen. Dies kann z. B. bedeuten, beim „Zocken“ am Rechner inhaltsangemessene Zeitabsprachen zu treffen oder dieses an wichtige Bedingungen wie das Erledigen von Hausaufgaben zu knüpfen. Darüber hinaus stellt die Nutzung digital vermittelter Inhalte wie etwa Spiele am Computer, Tablet oder Smartphone für manche Kinder und Jugendliche einen relevanten Teil ihres Lebensalltages dar. Für diese Kinder oder Jugendlichen ist es wichtig, auf welchem „Level“ sie sich im gerade favorisierten Spiel bewegen. Aus unserer Sicht kann es daher ebenso wichtig sein, dass Eltern auch hier Interesse an dieser Aktivität ihrer Kinder zeigen, dass sie gemeinsam mit ihren Kindern „zocken“ und sich somit in Teilen auf diesen Ausschnitt des Lebens ihrer Kinder einlassen. Dies ermöglicht auch eine stärkere Teilhabe am Leben der Kinder und fördert Nähe und gemeinsame Beziehung.

Konfliktentstehung bei digitaler Kommunikation

Miteinander zu reden, sich über den Schultag, das Wochenende, das neueste YouTube-Video auszutauschen – dieser Drang von Jugendlichen nach Austausch, sich mitteilen, anknüpfen zu können besteht schon lange und ist kein Resultat der neuen Medien und ihrer ständigen Verfügbarkeit. Vor 20 bis 30 Jahren brach sich dieser Kommunikationsdrang nur mit anderen Mitteln seine Bahn und führte zum Beispiel dazu, dass Jugendliche mitunter über Stunden das Familientelefon besetzten.

Eine Tatsache ist, dass die Kommunikationswege vielfältiger geworden sind und die „Digital Natives“ auf unterschiedlichsten Wegen miteinander kommunizieren können. Soziale Netzwerke gehören zum heutigen Lebensalltag. Wo früher im Unterricht miteinander geflüstert, auf dem gemeinsamen Nachhauseweg der Tag in der Schule besprochen oder telefoniert wurde, reicht heute ein Griff zum Smartphone um per WhatsApp, Facebook, Snapchat, Instagram oder dem persönlichen YouTube-Kanal mit der Außenwelt in Kontakt zu treten. Ein Blick in die neueste JIM-Studie bestätigt, dass die Zeit der Internetnutzung in allen Altersgruppen am häufigsten auf Kommunikation verwendet wird, noch vor Unterhaltung, Spielen oder Information (vgl. JIM-Studie 2016). Das Smartphone ist dabei das am häufigsten eingesetzte Gerät zur Internetnutzung. So verwundert es auch nicht, dass WhatsApp, Instagram und Snapchat in besagter Studie zu den wichtigsten Apps auf dem Smartphone zählen. Denn damit kann man sich schnell austauschen und andere an seinem Leben teilhaben lassen.

Kinder und Jugendliche leben aus unserer Sicht in starkem Maße im Hier und Jetzt. Die Aktualität einer Information stellt ein hohes Gut dar. Somit macht es aus Sicht eines Jugendlichen wenig Sinn, die doch so wichtige Nachricht erst nach den Hausaufgaben oder dem Abendessen abzuschicken. Betrachtet man die Kommunikationsstrukturen in Familien genauer, so ist es auch keine neue Erscheinung, dass sich

Jugendliche während der Pubertät in Teilen von ihren Eltern zurückziehen und mitunter nur das Nötigste kommunizieren. Ebenso werden Eltern von Freunden als Gesprächspartner abgelöst. Manche Dinge lassen sich einfach besser mit den besten Freunden besprechen, weil diese in der gleichen Situation sind.

Kurzum: Nicht das WAS oder WARUM von Kommunikation hat sich verändert, sondern das WIE. Die heutige Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen ist hochtechnisiert - ein Spiegelbild unserer digitalen Gesellschaft und dennoch überdauert, dass der Mensch ein soziales Wesen ist und Resonanz braucht: Gemeinsam teilen, was gerade wichtig ist. Doch wo verändert sich die Kommunikation innerhalb der Familie durch die Digitalisierung und welche Chancen und Risiken birgt dies?

Konfliktbearbeitung mit digitaler Kommunikation – Risiken und Chancen

„Was habt ihr denn heute so gemacht?“ „Hab ich Dir doch geschrieben!“ Auch Eltern und ihre Kinder nutzen soziale Netzwerke untereinander. Viele Vorteile ihrer Nutzung liegen dabei auf der Hand: Sie ermöglichen unter anderem eine schnelle und einfache Kommunikation, die zu jedem Zeitpunkt und an jedem Ort verfügbar ist. Dies erleichtert auch innerhalb von Familien eine Abstimmung, ermöglicht es allen Familienmitgliedern, Informationen auszutauschen, Kontakt miteinander aufzunehmen, sich einander mitzuteilen. ►

Hier sind jedoch die Eigenarten von geteilten Informationen über Soziale Netzwerke insbesondere für Familien differenzierter zu betrachten, um Risiken und Chancen für die innerfamiliäre Kommunikation zu bewerten.

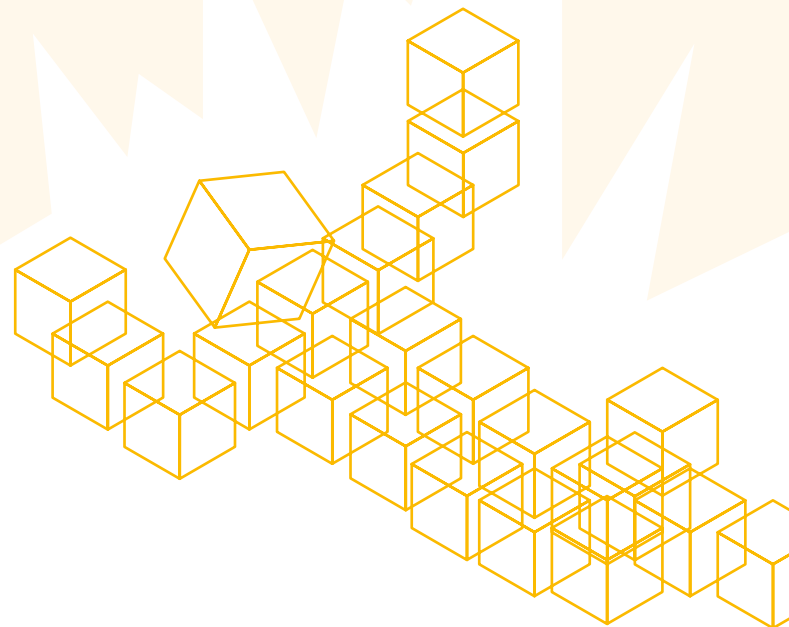
Digital vermittelte Informationen, insbesondere in der Form von Textnachrichten, sind stark verdichtet, beinhalten mitunter komplexe deskriptive Sachinformationen und motivational-emotionale Inhalte innerhalb weniger hundert Zeichen. Die vollzogene Kommunikation ist vielfach zeitlich asynchron, schriftbasiert und daher mangels der über Gestik, Mimik und Intonation transportierten Informationen ebenso limitiert. Dem/der Empfänger*in wird somit eine Bewertung des Inhaltes auf Basis eines verdichteten, asynchronen Informationsgehaltes abverlangt, was Fehlinterpretationen begünstigt. Wechselseitige Fehlinterpretationen treten nach unserer Erfahrung aus dem Beratungskontext eben dann mit höherer Wahrscheinlichkeit auf, wenn Sender*in und Empfänger*in einer Nachricht auf einer Beziehungsebene miteinander im Konflikt stehen, wie dies beispielsweise bei Eltern und ihren pubertierenden Kindern oder im Kontext von Trennung und Scheidung oftmals der Fall ist. Der Austausch konfliktreicher Themen über Soziale Netzwerke ist daher aus unserer Sicht mit dem Risiko einer Konfliktverschärfung behaftet.

Konflikte miteinander auszutragen ist, wenngleich für die gemeinsame Beziehung essentiell notwendig, für alle Familienmitglieder anstrengend und mit Unsicherheiten behaftet. Eben weil ein

„Wir leben in einer Gesellschaft, die hochgradig von Technologie abhängig ist, in der aber kaum jemand etwas von Technologie versteht.“

Carl Sagan

(amerikanischer Astrophysiker, 1934–1996)



Austausch über Soziale Netzwerke eine vergleichsweise hohe Distanz innerhalb der Kommunikation besitzt, kann dieser aus unserer Erfahrung auch im Sinne einer Konfliktvermeidung eingesetzt werden: Die Mitteilung einer schlechten Schulnote oder der Wunsch, länger beim Freund bleiben zu wollen, erfolgt lieber per WhatsApp-Nachricht, als in einem Gespräch. Eine direkte Auseinandersetzung wird somit vorerst umgangen. Zu einer Klärung von Konflikten kann andererseits ein adäquater Abstand zwischen Eltern und ihren Kindern auch von Vorteil sein: Wenn eine Information per Textnachricht im Vorfeld geflossen ist und „verdaut“ wurde, kann eine konstruktive Konfliktlösung erleichtert werden. Besonders bei sensiblen Themen ermöglicht eine Kommunikation über soziale Netzwerke nach unserer Erfahrung auch neue Zugangswege. So können heiklere Themen wie z.B. der eigene Liebeskummer über eine Textnachricht in Gewissheit der höheren Distanz innerhalb des kommunikativen Austausches leichter angesprochen werden.

Mehr oder weniger Zeit für Familien durch eine Digitalisierung des Alltages?!

Zeit für Familie zu haben, ist aus unserer Sicht auch ein zentraler Faktor für die Qualität der Beziehungen und Bindungen innerhalb eines Familiensystems. Doch schafft nun eine zunehmende Digitalisierung des Familienalltages mehr oder weniger Zeit für gemeinsame Beziehungsgestaltung?

Gemeinsame Familienzeit ermöglicht Teilhabe am Leben des jeweils anderen. Um das Erleben des eigenen Kindes nachvollziehen zu können, bedarf es aufgrund beschriebener Limitierun-

gen der über Soziale Netzwerke vermittelten Informationen jedoch einer direkten, interessengetriebenen Kommunikation. Sind also z.B. Eltern mit ihrer Aufmerksamkeit durch eine Interaktion über ein Smartphone oder Tablet über weite Zeiträume gebunden, oder erhalten Informationen über die Alltagsgestaltung ihrer Kinder lediglich über Soziale Medien, reduziert dies „Familienzeit“ und steht somit auch der gemeinsamen Beziehungsgestaltung entgegen.

Die fortschreitende Digitalisierung unseres Lebens ermöglicht veränderte Formen der Arbeitsgestaltung z.B. durch Tätigkeiten im „Homeoffice“. Dies ermöglicht auch Familien eine flexiblere Zeitgestaltung vor dem Hintergrund der jeweiligen individuellen und familienbezogenen Bedürfnisse und Erfordernisse und ist somit aus unserer Sicht zunächst als positiv zu bewerten. Eine derartig flexible Gestaltung verlangt jedoch in erster Linie von den Eltern ein hohes Ausmaß von Steuerung der jeweiligen Arbeits- und Familienzeiten. So steht eine permanente arbeitsbezogene Erreichbarkeit im „Homeoffice“ einer Teilhabe am Familienleben potentiell entgegen. Hier bedarf es einer möglichst klaren Abgrenzung von Familienzeiten, um die Qualität der Beziehungen zu fördern. Durch den Austausch über Soziale Netzwerke entstehen jedoch auch neue Formen von Kontaktmöglichkeiten vor dem Hintergrund immer stärker limitierter Zeiteresourcen der Familienmitglieder durch den Beruf, die schulische Ausbildung oder ähnliches. Eltern, die aufgrund von Trennung oder Job in einer anderen Stadt leben, können durch Videoanruf, Sprachnachricht, etc. die Entfernung überbrücken und am Alltag ihrer Kinder anders als bisher teilnehmen. ►

Konfliktentstehung aus elterlicher Sorge

„Da habe ich auf jeden Fall abends nochmal ne` WhatsApp geschrieben, wie lange sie noch bleiben will.“ Diese und ähnliche Aussagen von Eltern fallen häufiger in Beratungsgesprächen. Manchmal noch ergänzt von der Erklärung, dass man doch ruhiger sei, wenn man eben kurz nachschauen könne, wo genau sich Sohn oder Tochter denn gerade aufhalten, „also ob die wirklich zum Jugendtreff gegangen seien...“.

Viele Eltern sehen oben beschriebene Vorteile in der Nutzung digitaler Medien – sind doch die eigenen Kinder zu jeder Tages- und Nachtzeit erreichbar. Aus unserer Beratungspraxis wissen wir jedoch auch, dass das Zusammentreffen von elterlichen Sorgen um ihre Kinder mit den gegebenen technischen Möglichkeiten wie z. B. Ortungsfunktionen eines Smartphones eine selbstbestimmte Bewegungsfreiheit von Kindern und Jugendlichen mitunter stark einschränken. Genauso können sich aber auch Eltern fragen, ob sie für ihre Kinder immer und überall erreichbar sein wollen oder müssen. Dies erfordert in der Folge nämlich ein Reagieren auf kleinste Erwartungen oder Bedürfnisse von Kindern.

Bewusstes digitales Handeln

Unserer Ansicht nach ist es in Familien insbesondere für Eltern wichtig, sich zunächst dem eigenen digitalen Handeln und möglichen Folgen bewusst zu sein, um Kinder und Jugendliche bei einem Umgang mit digital vermittelten Inhalten zu unterstützen. Dazu bedarf es Eltern, die sich ihrer Vorbildfunktion bewusst sind, Interesse an der Lebenswelt ihrer Kinder zeigen und der Nutzung digitaler Inhalte auf Basis einer eigenen Haltung einen angemessenen Rahmen setzen. ●



Tobias Bendfeld

Dipl.-Psychologe
Psychologischer Psychotherapeut
Arbeitsfeld: Erziehungs- und Familienberatung

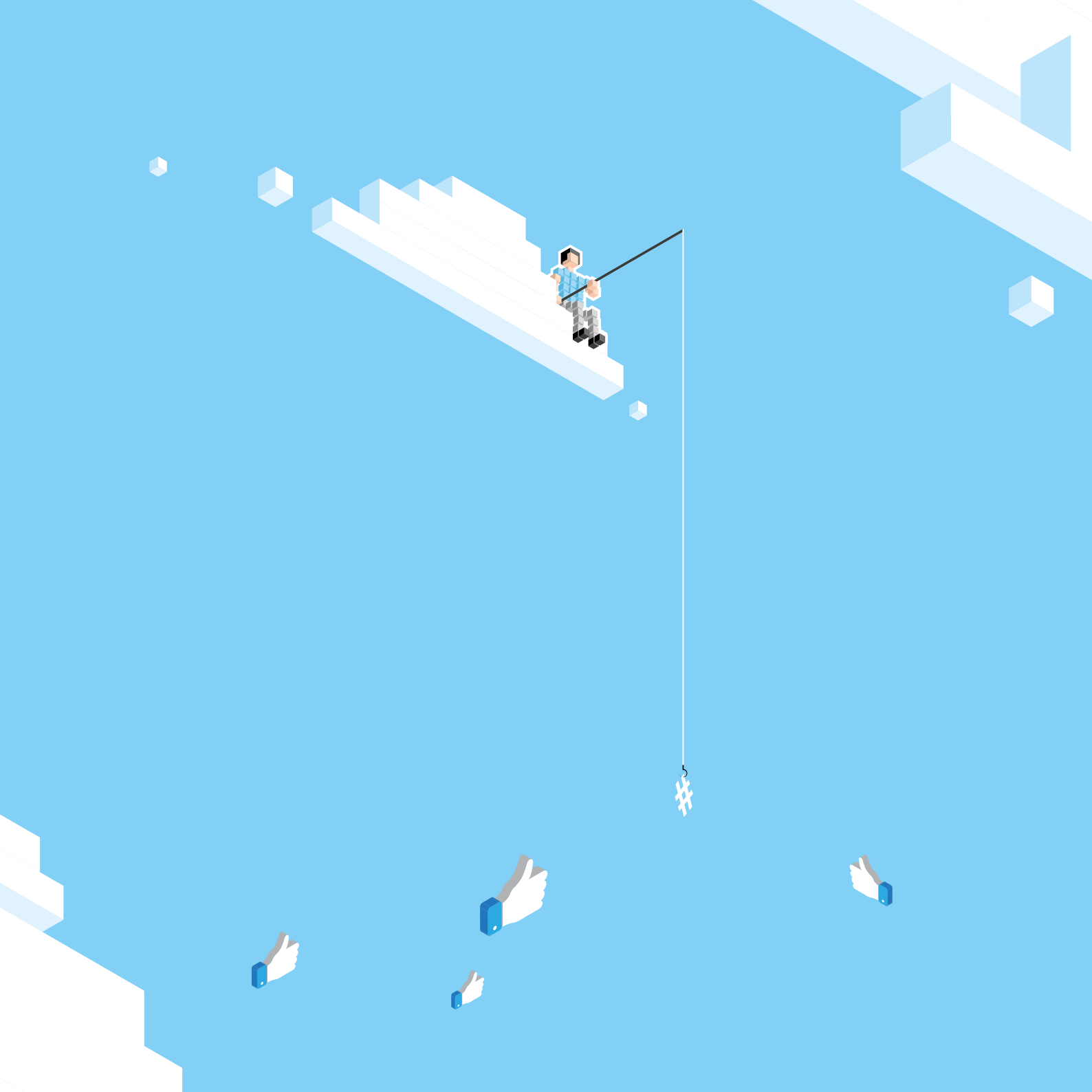


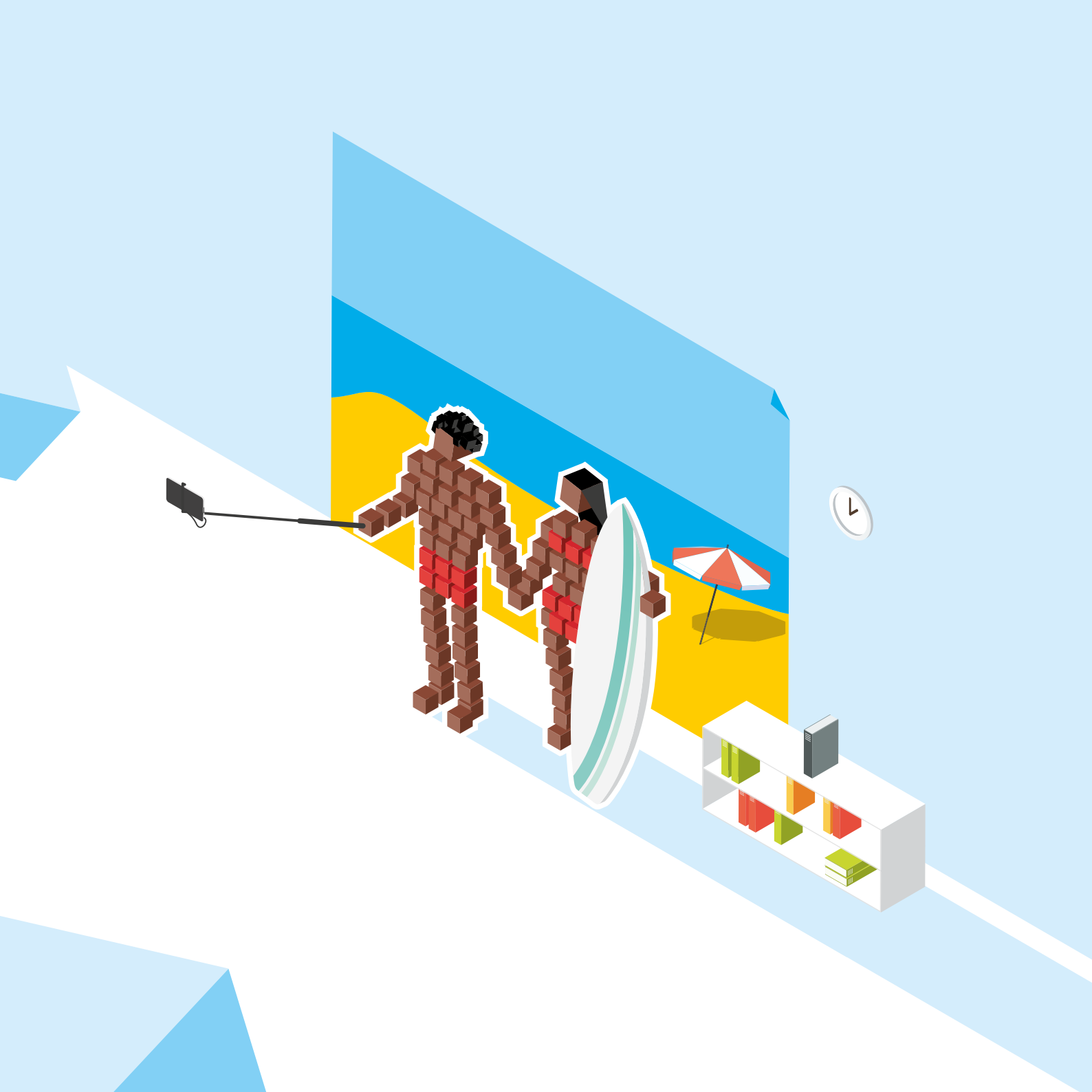
Christina Rockstroh

Dipl.-Pädagogin
Systemische Beraterin
Arbeitsfeld: Erziehungs- und Familienberatung

Weiterführende Literatur:

JIM 2016, Jugend, Information, (Multi-) Media;
Basisstudie zum Medienumgang 12 bis 19-jähriger in Deutschland;
Hrsg: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2016)
https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2016/JIM_Studie_2016.pdf
Abruf am 15.12.2016;





Identität

von Geert Franzenburg

In den Sozial- und Geisteswissenschaften herrscht mittlerweile weitgehend Übereinstimmung darüber, dass jeder Mensch über mehrere Teilidentitäten verfügt, aus denen sich eine Gesamtidentität zusammensetzt: als Erwachsener z.B. Lehrende(r) und Lernende(r), Vater oder Mutter und zugleich Sohn oder Tochter; als Jugendliche(r) nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsene(r), aber mit Anteilen von beidem in sich – Erwachsenen gegenüber untergeordnet, aber in der Gruppe Anführer*in, Mobbingopfer und zugleich Held*in in der Phantasiewelt. Auch als Kinder sind wir einerseits schon eine vollständige Persönlichkeit und andererseits zugleich auf andere angewiesen, sind Enkelkind, Schulkind, Spielkamerad*in, Freund*in.

Allein diese wenigen Beispiele machen auf das **sensible, Identität konstituierende Wechselspiel von Selbst- und Fremdbild, Selbst- und Fremdbestimmung aufmerksam, das durch die Digitalisierung wesentlich beeinflusst und verändert wird.** Hinzu kommt, dass beide Ebenen, die eigene Vorstellung und die Sicht von außen, von unterschiedlichen Faktoren abhängen: Stimmung, Umgebung, Typ, Sozialisation usw. Jugendliche erleben sich im Klassenraum anders als auf dem Schulhof oder Sportplatz, im Gespräch mit den Eltern anders als beim Chatten im Internet. Erwachsene erleben sich im

Betrieb anders als in der Familie, im Haushalt anders als im Urlaub. Umgekehrt werden sie auch unterschiedlich – je nach Situation – wahrgenommen und interpretiert. **Außerdem existiert neben der individuellen auch noch eine kollektive Identität**, die uns zu Männern, Frauen, Staatsbürger*innen, Religions- oder Konfessionsangehörigen usw. macht. Daraus wird deutlich, dass **Identität als lebenslanger Konstruktionsprozess** vor allem aus Beziehungen und Diskursen erwächst (vgl. Borcsa 2001). Daher werden Identitäten immer wieder neu konstruiert, kombiniert, ausgehandelt und simuliert, was durch die Digitalisierung und die „sozialen Medien“ in extremer Weise verstärkt und immer wieder neu angeregt wird.

Ähnliches gilt für die Säulen, auf denen nach Petzold (2012) jede Identität beruht und die ständiger Kontrolle ausgesetzt sind, um eine (vermeintliche) Identitätswahrung zu gewährleisten. Das betrifft sowohl den eigenen Körper, der so lange wie möglich jugendlich und in der ursprünglichen oder erwünschten Form gehalten wird; es betrifft aber auch das soziale Umfeld, an das man sich gewöhnt hat und daher ungern wechselt. Auch im Blick auf Arbeit und Leistung versuchen Menschen, den erreichten Status höchstens noch zu steigern, aber auf keinen Fall zu verlieren; ähnliches gilt für die materielle Sicherheit und für das eigene Wertesystem sowie für das Balancieren zwischen den Dimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch die Orientierung an Erinnerungen, Erfahrungen, Empfindungen und Erwartungen, Wünschen und Zielen. ►

„Das Leben gehört
dem Lebendigen an,
und wer lebt,
muss auf Wechsel
gefasst sein.“

Johann Wolfgang von Goethe

Durch die Digitalisierung verstärkt und perfektioniert sich dieses Kontroll- und Beharrungsbestreben zu einem „Hyperbewusstsein“ (Floridi 2015), bei dem nicht nur auffällige Körpersignale oder Veränderungen beobachtet, sondern sämtliche Körperäußerungen dokumentiert und mit anderen geteilt werden können. Ähnliches gilt für das soziale Umfeld, das sich durch die „Sozialen Netzwerke“ extrem ausweitet, und letztlich sogar noch stärker auf sich fixiert bleibt als im „analogen Zeitalter“, da nur noch die gemeinsamen Interessen ausschlaggebend sind, was in vielen Fällen zu homogenen Strukturen und zur inzwischen berühmt gewordenen Bildung von „Informationsblasen“ führt.

Auch im Blick auf die vernetzte Arbeit dürfte sich der Leistungsdruck durch die Kontroll- und Vergleichsmöglichkeiten gegenüber der „traditionellen“ Form noch erhöhen. Da durch die „Sozialen Medien“ die Grenzen zwischen privat und öffentlich, intim und interessant immer mehr verschwimmen, wirkt sich diese Öffnung auch auf das Wertesystem und das Verhältnis zu den Zeitdimensionen aus: Wer die Möglichkeit hat und mit anderen weltweit nach eigenem Ermessen Erinnerungen, Erfahrungen, Empfindungen und Erwartungen austauscht, bewertet Gedanken, Gefühle und Handlungen – eigene und fremde – anders als jemand, der in seinen Kommunikationsmöglichkeiten stärker eingeschränkt ist. Auch wenn beide in gewisser Weise Konventionen oder Modellen folgen, unterscheiden sich die Wertesysteme, die durch den sozialen Kontext geprägt sind, je nachdem, ob ich mich primär als Individuum, als Teil einer überschaubaren, heterogenen, oder als Teil einer globalen Gemeinschaft Gleichgesinnter verstehe.

Bereits Kindern wird heute eine digitale Teilidentität zugewiesen, bevor sie überhaupt selbst digital handeln können. Eltern posten Fotos ihrer Babys und geben Entwicklungsschritte und persönliche Details ihrer Kinder im Netz preis, die – einmal veröffentlicht – eine erste digitale Identität erschaffen, welche die Kinder später zunächst einmal annehmen müssen. Spätestens an dieser Stelle stellt sich die Frage nach der Selbstwirksamkeit im Zusammenhang mit digitaler Identitätsbildung. Die **Ambivalenz der digitalen Welt** wird hier besonders deutlich. Zum einen hat jedes Individuum die Möglichkeit, sich digital verschiedene Teil-Identitäten aufzubauen und somit selbstwirksam zu agieren, weil das Formen von identitätsstiftenden Elementen im Internet (z.B. im Rahmen von Blogs) eine große Autorität verleiht. Zum anderen aber – und dieser Aspekt verweist noch einmal auf die kaum begrenzbar Dimensionen der digitalen Welt – haben auch andere Menschen die Option, digitale Identitäten dieses Individuums sehr öffentlichkeitswirksam und nachhaltig zu prägen (z.B. durch das Verbreiten von Fotos, Kommentaren oder fake news).

Wie können Einzelne und Familien konstruktiv damit umgehen?

Wie die bisherigen Überlegungen nahelegen, wird das Netzwerk-Ich gegenüber dem realen zunehmend als eine Art virtueller Spiegel wichtiger, nicht zuletzt durch die Fülle an digitalen Daten im Netz, die jeder Mensch zunehmend hinterlässt. Sie bringen dazu, sich selbst-

kritisch mit dem kollektiven und Netzwerkcharakter seiner Identität zu beschäftigen und die Rolle von „Sozialen Medien“ sowie die Möglichkeiten und Grenzen des eigenen sozialen Verhaltens zu reflektieren. Der Wechsel von der Ich- zur Wir-Perspektive zeigt auf, wie groß der Einfluss der sozialen Identitäten auf das jeweilige Verhalten ist. Auch wenn Handlungen in einem spezifischen Kontext unternommen werden, sind sie durch die gestiegene Transparenz zunehmend für das gesamte soziale Umfeld erkennbar; eine strikte Trennung zwischen zwei sozialen Identitäten ist daher kaum mehr möglich. Die verschiedenen sozialen Identitäten in Einklang zu bringen und das Potenzial für Rollenkonflikte zu minimieren, wird immer komplizierter und erfordert eine Art **„Identitäts-Management“** angesichts zunehmender digitaler Filter und Einflussmöglichkeiten. Eine Strategie, um Rollenkonflikte zu umgehen, besteht z.B. darin, Identitäten gewissermaßen zu neutralisieren, indem so kommuniziert wird, dass man möglichst nirgends aneckt; das verhindert jedoch oft genau den erstrebten authentischen Zusammenhalt durch Vernetzung.

Aus diesen Überlegungen wird deutlich, wie wichtig im digitalen Zeitalter der Aspekt der **Inszenierung** geworden ist. Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit haben derart viele Menschen derart viele Details über sich verfolgt, festgehalten und vor einem derart großen Publikum ausgebreitet. Die Auswirkungen davon zeigen sich insbesondere in der Art, wie geschäftliche und private Beziehungen geknüpft, gepflegt und beendet werden. ►

Ähnlich wie im „analogen“ Zeitalter sind Menschen vor allem damit beschäftigt und darauf aus, mehr über sich und ihre Wirkung, aber auch über ihre Mitmenschen zu erfahren. Während das zuvor mit einem großen Aufwand (Reisen, Briefe schreiben, diskutieren, Bücher lesen, Telefonieren, Forschen) verbunden war, ist es momentan per Knopfdruck erreichbar. Umso wichtiger wird es,

- 1. die eigene, ins Netz gestellte Identität, immer neu zu kontextualisieren, um eine gewisse Kohärenz zu wahren, sei es durch Erinnerungen oder Diskurse und Diskussionen.**
- 2. immer wieder zu kontrollieren, wer auf Erinnerungen, Informationen (z. B. über den Gemüts- oder Gesundheitszustand) und Netzwerke des Individuums und damit auf seine Identität Zugriff bekommt.**
- 3. regelmäßig den „zweiten Blick“ anzuwenden, d. h. zu erkennen, nach welchen Modellen und Kategorien Biografien konstruiert werden, was auch den Aspekt des Vergessens umfasst und die Reflexion selektiver Wahrnehmung erfordert, da die Verfügbarkeit umfassender Informationen noch nicht ihr Verständnis mit sich bringt (Floridi).**

Folglich geht es bei der Reflexion von Medienpädagogik und Verantwortung weniger um die Frage von Erlauben oder Verbieten, sondern vor allem um Wertediskussionen. Es geht somit im Blick auf die Verwendung von Sozialen Netzwerken, Online-Recherchen und Online Kommunikation nicht nur um die Frage: „Wie mache ich das?“, sondern gerade auch um Fragen wie:

- **„Wozu und warum mache ich das?“**,
- **„Welche Informationen möchte ich preisgeben/ welche nicht?“**
- **„Wie möchte ich im Internet erscheinen – wie sehr darf das von der Realität abweichen?“**
- **„Welche Rollenkonflikte entstehen bei mir durch meine Handlungen in digitalen Medien?“**

Diese Liste, die sich sicherlich ergänzen lässt, macht deutlich, dass Medienkompetenz der fachkundigen Beratung nicht nur von IT-Profis bedarf, sondern auch von Menschen, die im Blick auf Wertefragen kompetent sind und Impulse geben können. Das könnten z. B. jugendliche Medien-Scouts oder Erzieher*innen sein, die als Gesprächspartner*innen bereits präventiv zur Verfügung stehen und nicht erst, wenn der Ernstfall, z. B. Cybermobbing oder Identitätsdiebstahl eingetreten ist. Die gemeinsame Beschäftigung mit Wertesystemen in Familien, Kindertageseinrichtungen, Schulen und Jugendzentren kann ein Schlüssel für einen angemessenen Umgang mit der zukünftigen vernetzten Identitätsvielfalt sein.

Auf diese Weise wird deutlich, wie sehr die Digitalisierung traditionelle, von Autonomie geprägte Menschenbilder hinterfragt, je mehr Identitäten von Kindheit an konstruiert und inszeniert werden, bewusst oder unbewusst, mit oder ohne Wissen der betroffenen Person. Somit ist nicht verwunderlich, dass zusammen mit der Diskussion um Digitalisierung und soziale Medien die Menschenwürde wieder thematisiert wird; gleiches gilt angesichts der erst zu erahnenden Möglichkeiten virtueller Realitäten und Identitätskonstruktionen für die Anthropologie, sei sie nun religiös oder säkular begründet: Was geschieht z. B. wenn im sonntäglichen Kindergottesdienst der Schöpfer und sein menschliches Ebenbild betont wird, und die Woche über Computer und Smartphone einladen, selbst virtuelle Welten zu erschaffen? Wenn mich die Familie meine Einzigartigkeit erleben lässt, während die Technik mich längst standardisiert und über 3D-Drucker klonen lässt?

Die digitale Zukunft hält sicherlich genügend Anlässe bereit, in Familien, Kindertageseinrichtungen und Schulen über solche und weitere Fragen zu den verschiedenen Aspekten von kindgemäßer Medienpädagogik zu diskutieren. Dafür braucht es Zeit, konkrete Gelegenheiten zum Erfahrungsaustausch und die Bereitschaft, zwischen Informationen und Wissen, zwischen Selbst- und Fremdbild, Beobachtungen und Interpretationen zu unterscheiden. So gelingt es Erwachsenen und Kindern, souverän mit der Herausforderung umzugehen, sich zugleich wunsch- und realitätsnah zu präsentieren und zu inszenieren. 🟠



Dr. Geert Franzenburg

ev. Pfarrer, Erwachsenenbildner
und Erinnerungsforscher

Weiterführende Literatur:

Borcsa, Maria: Selbstthematisierung als Alterität: Identitätskonstruktionen blinder Menschen aus drei Generationen. Nordhausen 2001.

Floridi, Luciano: Die 4. Revolution. Wie die Infosphäre unser Leben verändert. Berlin 2015.

Petzold, Hilarion G.: Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie; interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden 2012.



Liebe und Sex

von Nicola Döring

Internet und Smartphone haben in Deutschland einen festen Platz im Alltag der meisten Menschen. Der vorliegende Beitrag erläutert ihre Bedeutung speziell für Liebe, Paarbeziehungen und Sexualität. Er stützt sich dabei auf eigene Publikationen, die aktuelle Ergebnisse aus eigener Forschung präsentieren sowie den bisherigen Forschungsstand resümieren und viele weiterführende Quellen ausweisen.

Von der „Liebe auf den ersten Blick“ zur „Liebe auf den ersten Klick“?

Neben dem Bekanntenkreis und dem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz ist das Internet heute zum wichtigsten Ort der Anbahnung von Liebesbeziehungen geworden. Wurde aus der „Liebe auf den ersten Blick“ also die „Liebe auf den ersten Klick“?

Die Umstände, unter denen Menschen sich verlieben, waren schon immer vielfältig: Bei manchen ist bereits beim allerersten Blickkontakt das Herzklopfen da. Andere sind jahrelang platonisch befreundet, bevor sie sich plötzlich schlagartig verknallen. Doch beides sind Extreme. Typischerweise entwickeln sich romantische Gefühle Schritt für Schritt.

Es gibt bestimmte Eigenschaften beim Gegenüber, die Aufmerksamkeit, Sympathie und erotische Anziehung wecken. Dazu gehören körperliche Attraktivität, passende Persönlichkeit, kompatible Interessen sowie ein ähnlicher sozialer Hintergrund. Wichtig beim Kennen- und Liebenlernen ist dann aber auch der Umgang miteinander: Haben wir zusammen Spaß, fühlen wir uns verstanden, schmieden wir gemeinsame Pläne, können wir Konflikte lösen?

All das spielt sich typischerweise parallel auf verschiedenen Kommunikationskanälen ab: Man trifft sich von Angesicht zu Angesicht, schreibt Nachrichten, telefoniert. **Reines „Offline-Kennenlernen“ ist ein Mythos.** Medienkontakte spielen heute fast immer hinein: Wenn etwa Jugendliche sich auf einer Party erstmals begegnen und Interesse aneinander haben, schauen sie sich als nächstes das Facebook- und Instagram-Profil ihres Schwarms an und schreiben sich dann eine Weile über Messenger-Apps wie WhatsApp oder Snapchat. Wenn das gut läuft, folgt danach vielleicht ein Date. Bei der romantischen Annäherung an eine Party-Bekanntschaft sind Offline- und Online-Interaktionen also eng verzahnt. ►

Auch reines „Online-Kennenlernen“ gibt es kaum. Dating-Plattformen und Dating-Apps liefern Kontaktgelegenheiten. Wichtiger Aufhänger für das Interesse ist auch hier das Aussehen – deswegen sind Online-Profile mit attraktiven Fotos besonders erfolgreich. Aber auch die anderen Merkmale zwischenmenschlicher Anziehung sind wirksam – deswegen sind Online-Profile mit aussagekräftigen, originellen Selbstbeschreibungen empfehlenswert. Trotzdem findet man auch online nicht einfach mechanisch „per Mausclick“ Anschluss. Man muss einen stimmigen wechselseitigen Austausch finden, sich umeinander bemühen. Zu lange Kontaktpausen, zu viele Tippfehler, nichtssagende Botschaften, unpassende sexuelle Anspielungen – die Kontaktsuchenden haben ihre eigenen bewussten und unbewussten Kriterien, nach denen sie im Zuge der kommunikativen Online-Annäherung gefühlsmäßig filtern, ob und wann sie zum Telefonat, zum ersten Treffen übergehen. Oder ob sie den Kontakt lieber einschlafen lassen. Und spätestens

wenn das erste Face-to-Face-Treffen stattgefunden hat, unterscheidet sich die Online-Dating-Bekannschaft hinsichtlich der weiteren Beziehungsanbahnung kaum noch von einer Party-Bekannschaft (Döring 2013a).

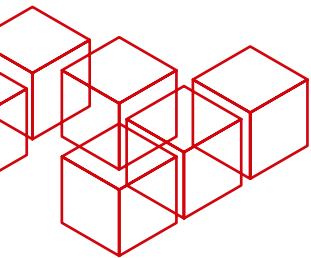
Wie kommunizieren Verliebte heutzutage im Vergleich zu früher?

Vor dem Internet- und Handy-Zeitalter mussten / konnten / durften Verliebte ihren Alltag

gestalten, ohne dabei ständig füreinander erreichbar zu sein. Das ist heute kaum noch der Fall. Kaum denken Verliebte aneinander, schicken sie sich schon eine Nachricht. Nie zuvor wurde so viel schriftlich kommuniziert – am Morgen, am Mittag und am Abend, vor einem Treffen, nach einem Treffen, zwischendurch. Und trotzdem ist es nie genug. Verliebte kennen das ständige Warten auf eine weitere Handy-Nachricht von ihrem Schatz.

Jederzeit ganz niedrigschwellig in Kontakt treten zu können hat wiederum Vor- und Nachteile. Verliebte können sich mit Flirt- und Liebesbotschaften den Alltag versüßen, das Gefühl der Verbundenheit stärken. **Schriftlich sind viele unbefangener beim Flirten, witziger, verführerischer und auch eher bereit, Persönliches zu offenbaren.**

Das macht die Kommunikation so reizvoll. Auf der anderen Seite erzeugt die ständige Kommunikationsmöglichkeit via Handy bzw. Smartphone auch diverse Probleme: Wenn die erwartete Antwort ausbleibt, sich verzögert oder zu nüchtern ausfällt, fühlen wir uns schnell zurückgesetzt, gekränkt, eifersüchtig, einsam. **Die „digitale Nabelschnur“ zum Gegenüber kann abhängig machen.** Und sie kann auch ein Mittel der Kontrolle sein. Denn per Handy lässt sich buchstäblich auf Schritt und Tritt überprüfen: „Wo bist du gerade?“ „Was machst du?“ Die Paardynamik – etwa geprägt von Vertrauen, Misstrauen oder Verlassensangst – spiegelt sich im Handy-Gebrauch (Döring 2009).



Haben digitale Medien unser Verständnis von Liebe verändert?

Sowohl unser Verständnis von Liebe als einem großen Gefühl als auch die Gestaltung unserer realen Partnerschaften im Alltag hängen von sehr vielen Einflussfaktoren ab. Medien sind dabei ein Aspekt: Alte Medien wie Liebesfilme prägen das Liebesverständnis, neue Medien wie Online-Partnerbörsen prägen die Liebespraxis. Aber Medien werden im Kontext übergreifender sozialer und kultureller Entwicklungen angeeignet. Sehr bedeutsam für unser Selbstverständnis und unsere sozialen Beziehungen ist etwa der allgemeine Trend zur Individualisierung: Wir haben generell mehr Freiheitsgrade in unseren Lebenswegen, pflegen unsere Einzigartigkeit und haben hohe Ansprüche an die Partnerschaft. Im Internet kommen dann die neuen **Möglichkeiten der gezielten Partnersuche** hinzu – ob Christ*in oder Muslim*in, homo, hetero- oder bisexuell, mit oder ohne Behinderung, dünn oder dick: Das passende Dating-Portal steht dir offen. Die Chancen steigen, dass Menschen wirklich passende Partner*innen finden und Beziehungen führen, die sie emotional, intellektuell, körperlich glücklich machen. In „toten“, lieblosen Beziehungen muss man nicht mehr ein Leben lang verharren. Auf der einen Seite werden die Beziehungen also besser: gehaltvoller, individuell passender.

Auf der anderen Seite werden sie brüchiger und flüchtiger. Die gestiegenen Erwartungen führen schneller zu Frustration.



Und dieser Frust senkt die Bereitschaft, am Partner und an der Beziehung festzuhalten, wenn man weiß, dass Tausende von Kontaktsuchenden im Umkreis per Dating-App und Co. sofort erreichbar sind. Ob sich da nicht doch etwas Besseres findet, als das, was man hat?

Moderne Partnerschaften entstehen und vergehen in diesem Spagat zwischen der ungebrochenen Sehnsucht nach der großen einzigartigen Liebe, nach der man ewig weitersuchen kann, und dem ebenfalls ungebrochenen

Wunsch nach Zugehörigkeit, Beständigkeit und Sicherheit. Dieses menschliche Dilemma wird durch das Internet nicht erzeugt, sondern nur gespiegelt (Döring 2009).

Wie steht es um die Sexualität im Digitalzeitalter?

Für die Sexualität gilt dasselbe wie für die Liebe: Internet und Smartphone haben einen Einfluss auf unser sexuelles Erleben und Verhalten, aber in der Regel einen begrenzten. Es wirken viele andere Faktoren mit: Die familiäre Sozialisation, die Normen der Peers, die eigene Gesundheit und die des Partners/ der Partnerin, die vorhandene oder nicht vorhandene aktuelle Partnerschaft usw. (Döring 2016). ►

In der Öffentlichkeit viel Beachtung finden Negativerscheinungen. Und tatsächlich berichten manche Menschen beispielsweise von einer suchtmäßigen Nutzung von Internet-Pornografie oder Erotik-Chats. Eine solche Exzessivnutzung kann der Versuch sein, sich in einer Lebenskrise abzulenken. Sie kann aber auch tieferliegende Gründe haben, die therapeutisch aufzuarbeiten sind. Die Mehrzahl wird von Sex-Chats oder Online-Pornos jedoch nicht „süchtig“; das ist kein Automatismus. Auch sexueller Missbrauch und Gewalt treten im Internet auf, teilweise in einer für Betroffene besonders schlimmen Form, etwa wenn Missbrauchsbilder unkontrolliert verbreitet werden. Hier müssen Schutzmaßnahmen und Opferhilfen verbessert werden. Aber man darf auch nicht den Fehler begehen, gesamtgesellschaftliche Probleme mit sexuellen Grenzverletzungen einseitig auf das Internet zu projizieren.

Der Großteil sexueller Gewalt findet nach wie vor offline statt und muss dort bekämpft werden.

Den Negativerscheinungen stehen viele positive Entwicklungen gegenüber. **Umfragen in der breiten Bevölkerung ergeben, dass die meisten Männer und Frauen insgesamt einen positiven Einfluss sexualbezogener Internetnutzung auf ihr Leben bemerken:** Sie sprechen oft von einer „Horizontenerweiterung“. Denn das Internet erlaubt es Menschen, ihre sexuellen Interessen und Wünsche zunächst diskret für sich

selbst zu erkunden, bevor sie diese in die Paarbeziehung einbringen. Auch ist das Internet für viele Menschen **ein wichtiger Ort für Erfahrungsaustausch und Beratung**. Besonders wichtig ist das Internet schließlich für Menschen, die sexuellen Minderheiten angehören. Sie finden in entsprechenden Online-Communitys Verständnis und Unterstützung. Das gilt beispielsweise für homo- und bisexuelle Jugendliche, die in der Schule oft unter Diskriminierung und Mobbing leiden, ebenso wie für asexuelle Frauen und Männer, die lange Zeit als krank angesehen wurden, jetzt aber selbstbewusst eine asexuelle Identität annehmen (Döring 2017a).

Wie unterscheidet sich der Internet-Sex der verschiedenen Generationen in einer Familie?

In unterschiedlichen Lebensphasen stellen sich jeweils andere sexuelle Entwicklungsaufgaben. Bei deren Bearbeitung spielt heute oft das Internet eine Rolle. So geht es im Jugendalter zentral um die Entwicklung der eigenen sexuellen Identität. In ihren ersten sexuellen Erkundungen mit Solo- und Partnersexualität fragen sich Jugendliche ganz oft, wie einzelne sexuelle Praktiken „funktionieren“, ob sie wohl beim ersten Mal alles „richtig“ machen, ob sie in ihrer körperlichen und sexuellen Entwicklung „normal“ sind. Der Internet-Porno wird hier vielfältig in Dienst genommen (Döring 2011, 2013b, 2016): Er ist nicht nur Hilfe bei der Selbstbefriedigung, der zentralen sexuellen Aktivität im Jugendalter. Er ist auch wichtiges **Informationsmedium**: Nirgends sonst erfahren Jugendliche so genau, wie beispielsweise Oralsex bei Frau oder

Mann eigentlich geht. Dies einmal im Porno gesehen zu haben, kann Unsicherheit reduzieren und dazu ermutigen, es bei Interesse selbst zu probieren. Dabei finden Jugendliche die meisten Porno-Inhalte gar nicht nachahmenswert. Im Gegenteil: Sie lästern ausgiebig gemeinsam über „krasse“ und „perverse“ Porno-Inhalte und versichern sich darüber ihrer eigenen Normalität.

Im mittleren Erwachsenenalter, wenn der Alltag oft geprägt ist von hohen beruflichen und familiären Anforderungen und man in langjährigen Partnerschaften lebt, wird ungewollte sexuelle Lustlosigkeit oder Langeweile oft ein Thema. Betroffene nutzen dann das Internet ganz unterschiedlich: Manche Paare finden durch professionelle Online-Beratung oder den Online-Erfahrungsaustausch mit anderen Paaren wieder zusammen, etwa indem Konflikte rund um Kommunikationslosigkeit, Sexmangel und Pornografienutzung gelöst werden (Döring 2013b). Andere suchen online gemeinsam nach sexueller Anregung und Abwechslung, melden sich etwa bei einer Swinger-Community an. Wieder andere geraten in die Krise, weil ein Partner heimlich das Internet zur Anbahnung von Seitensprünge nutzt.

Im höheren Lebensalter hat sich in punkto Liebe, Lust und Leidenschaft in den letzten Jahren am meisten verändert. Mehr Seniorinnen und Senioren

denn je fühlen sich vital, führen ein rundum aktives Leben, einschließlich eines aktiven Liebeslebens. Auch wenn sie geschieden oder verwitwet sind, heißt das oft nicht, dass sie auf Zärtlichkeit und Sex verzichten wollen. Sie nehmen am Online-Dating teil, informieren sich über die körperlichen Veränderungen der Lust im Alter, bestellen vielleicht diskret ein Sexspielzeug. Dass Oma neuerdings einen Freund hat und den aus dem Internet kennt, dürfte in vielen Familien wohlwollend aufgenommen werden – und nicht mehr als peinliches Tabu gelten.

Ältere wie Jüngere, die bereit für einen Neustart sind, können im Internet aber auch dem **Liebesbetrug** zum Opfer fallen (Online Dating Scam/ Online Romance Scam). Der wird inzwischen professionell organisiert: Durch intensive Online-Kommunikation – einschließlich Video-Chats und Telefonaten – werden Nähe und Vertrauen hergestellt, Liebesgefühle heraufbeschworen. Am Ende wird das Opfer finanziell ausgenommen. Betroffene schämen sich oft, weil sie so „dumm“ waren, auf den ökonomischen und emotionalen Betrug hereinzufallen. Manche kommen jahrelang nicht darüber hinweg.

Was sind Empfehlungen für einen guten Umgang mit digitalen Medien?

Es gibt inzwischen zahlreiche Handreichungen für den sicheren Umgang mit Internet und Smartphone. Wer etwa nach „Liebesbetrug“ oder „Romance Scam“ googelt, findet Hilfe. Eltern und Fachkräfte erhalten umfassende Tipps beispielsweise unter klicksafe.de und safer-internet.at. ►

Eine wichtige Empfehlung für ein gutes soziales Zusammenleben im Digitalzeitalter lautet, medienfreie Zeiten zu bestimmen. Beispiel: Alle Familienmitglieder parken ihre Smartphones beim gemeinsamen Abendessen in der „Handy-Garage“. Oder: Jeden Abend um 21 Uhr wird zu Hause das W-LAN abgeschaltet, damit die Kids nicht die halbe Nacht online zocken. Oder: Nach Feierabend werden keine beruflichen E-Mails auf das Handy weitergeleitet. Ähnlich wie in der Familie müssen auch in Bildungseinrichtungen und am Arbeitsplatz sinnvolle Regeln gefunden werden. Etwa: Team-Meetings auch mal ohne Laptop, damit alle bei der Sache sind.


Es geht nicht darum, die neuen Medien zu verbannen, das ginge ja auch praktisch kaum. Aber der Umgang mit ihnen muss bewusst und dosiert erfolgen, damit er keinen Schaden anrichtet. In einer Always-On-Gesellschaft, in der rund um die Uhr unendliche digitale Kommunikations-, Unterhaltungs- und Shopping-Möglichkeiten bereitstehen, die um unsere Aufmerksamkeit buhlen, wird es immer wichtiger, zur richtigen Zeit auch einmal auszuschalten, um abzuschalten.

Selbstregulation ist eine zentrale Herausforderung unserer Überflussgesellschaft geworden. Zu ihr gehört nicht nur die Dosierung, sondern auch die ethische Gestaltung der Online-Kommunikation.

An Online-Belästigung, Cybermobbing oder OnlineHetze sollte man sich nicht nur nicht beteiligen. Im Sinne von Zivilcourage ist es auch wichtig, sich aktiv auf die Seite der Opfer zu stellen. Ein achtsamer Umgang mit Medien muss geübt werden und ist eine Frage der Medienkompetenz der Einzelnen. Er kann und muss aber auch durch passende Nutzungsregeln im Umfeld unterstützt werden.

So sollten Schulen und Unternehmen über ganzheitliche Maßnahmenkonzepte verfügen, um Online-Mobbing, das meist mit OfflineMobbing einhergeht, wirkungsvoll zu bekämpfen und vorzubeugen. Und auch jugendliche wie erwachsene Paare müssen sich neue Regeln geben: Im Zuge einer Trennung stellt sich heute z.B. immer häufiger die Frage, was mit den gemeinsam erstellten oder wechselseitig getauschten erotischen Digitalaufnahmen passieren soll (Döring 2012).

Was erwartet uns in Zukunft? Welche neuen Technologien werden unser Liebesleben in den nächsten Jahrzehnten prägen?

Momentan wird zunehmend der Übergang vom Internet- zum Roboterzeitalter diskutiert. Vielleicht wird in einigen Jahren nicht nur der Personal Computer, sondern auch der Personal Robot in jedem Privathaushalt zu finden sein. Diese maschinellen Assistenten können uns in vielfältiger Weise dienen, natürlich auch sexuell. Die einen finden das so gefährlich, dass sie Robotersex rechtlich stark regulieren und teilweise verbieten lassen wollen. Die anderen sehen im Robotersex enorme Potenziale für Liebe, Lust und Leidenschaft. Beides sind übertriebene Extrempositionen. Genau wie beim Internetsex wird es auch beim Robotersex vielfältige Aneignungsformen und zwiespältige Effekte geben (Döring 2017b). Die meisten Menschen werden jedoch voraussichtlich eine vernünftige sexualbezogene Roboternutzung für sich finden. Der menschliche Sexual- und Liebespartner wird nicht aus der Mode kommen. 

Weiterführende Literatur:

Döring, N. (2009): Mediatisierte Beziehungen. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), Handbuch Persönliche Beziehungen (S. 651-675). Weinheim: Juventa.

Döring, N. (2011): Pornografie-Kompetenz: Definition und Förderung. Zeitschrift für Sexualforschung, 24(3), 228-255.

Döring, N. (2012): Erotischer Fotoaustausch unter Jugendlichen: Verbreitung, Funktionen und Folgen des Sexting. Zeitschrift für Sexualforschung, 25(1), 4-25.

Döring, N. (2013a): Flirt 2.0. Liebesbeziehungen von Jugendlichen im Internet- und Handy-Zeitalter. deutsche Jugend – Zeitschrift für die Jugendarbeit, 61(11), 463-472..

Döring, N. (2013b): Wie wird Pornografie in Online-Foren diskutiert? Ergebnisse einer Inhaltsanalyse. Zeitschrift für Sexualforschung, 26(4), 305-329.

Döring, N. (2016): Jugendsexualität heute: Zwischen Offline- und Online-Welten. In M. Syring, T. Bohl & R. Treptow (Hrsg.), YOLO – Jugendliche und ihre Lebenswelten verstehen. Zugänge für die pädagogische Praxis. (S. 220-237). Weinheim und Basel: Beltz.

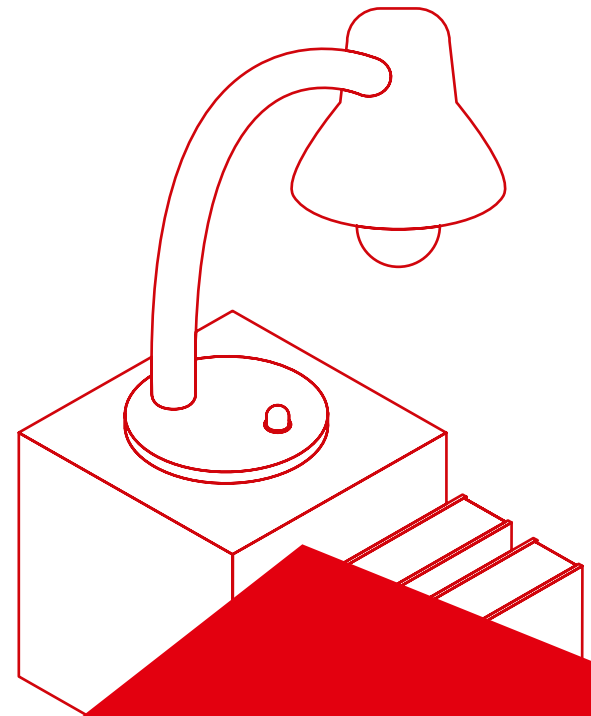
Döring, N. (2017a): Sexualität im Digitalzeitalter. Zeitschrift für Sexualforschung, 30(1).

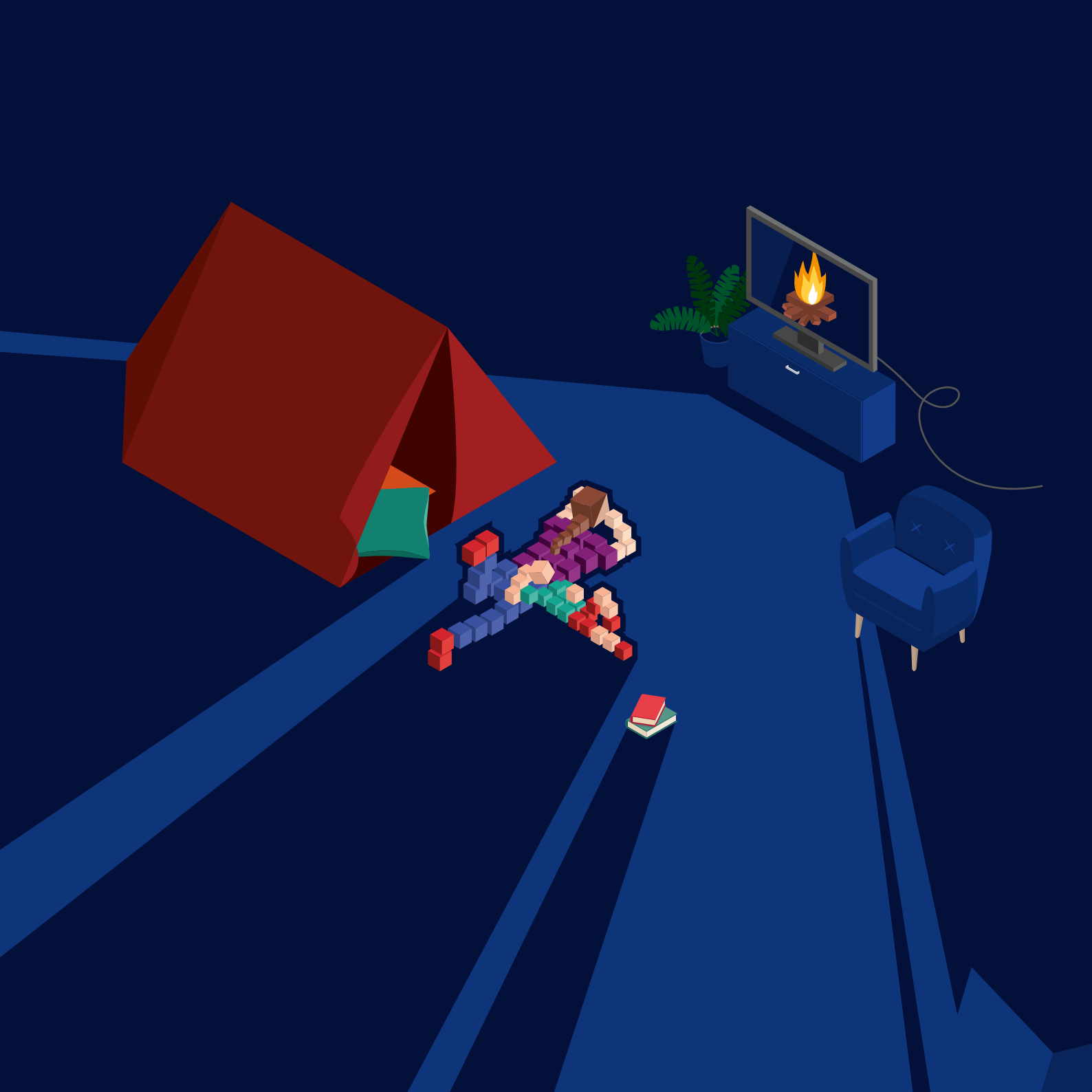
Döring, N. (2017b): Vom Internetsex zum Robotersex. Forschungsstand und Herausforderungen für die Sexualwissenschaft. Zeitschrift für Sexualforschung, 30(1).

Prof. Dr. Nicola Döring

Head of Research Group on Media Psychology and Media Design
Ilmenau University of Technology
Institute of Media and Communication Science IfMK

Prof. Dr. Nicola Döring leitet das Fachgebiet Medienpsychologie und Medienkonzeption am Institut für Medien und Kommunikationswissenschaft (IfMK) der Technischen Universität Ilmenau. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören psychologische, soziale und sexuelle Aspekte der Online- und Mobilkommunikation. Web: www.nicola-doering.de





Erziehung von Remi Stork

Unsere heutige Vorstellung von Erziehung ist mehr als einhundert Jahre alt. Der psychoanalytisch und gesellschaftskritisch geschulte Pädagoge Siegfried Bernfeld definierte bereits in den 1920er Jahren Erziehung treffend als „die Summe der Reaktionen einer Gesellschaft auf die Entwicklungsatsache“. Das bedeutet, dass es bei der Erziehung nicht nur darum geht, dass Gesellschaften ihren Fortbestand durch Weitergabe von Regeln, Wissen, Traditionen in festen Machtverhältnissen sichern, sondern ebenso durch Offenheit in der Begegnung mit der Zukunft und ihren Möglichkeiten, die sich in jedem jungen Menschen ganz besonders und ganz individuell zeigen. Konkret zeigen sich diese Reaktionen je nach Bewertung der Möglichkeiten und Herausforderungen als Förderung oder Schutz, als Freiheit zum Ausprobieren oder Kontrolle uvm. Erziehung als Reaktion auf die kindliche Entwicklungsfähigkeit zu verstehen bedeutet, wahrzunehmen, dass Kinder und Jugendliche anders sind als Erwachsene, dass sie spezielle Bedürfnisse haben und es Orte geben sollte, an denen die Wahrscheinlichkeit der Entwicklungsförderung höher ist als außerhalb. Dieser Ort kann je nach individueller oder gesellschaftlicher Entscheidung die Familie (sie hat sich besonders in den ersten Lebensjahren eines Kindes bewährt), eine Kita, Schule, Jugendzentrum, Ferienfreizeit, Sportverein uvm. sein.

Immer wieder war in der Geschichte der Erziehung – auch schon weit vor dem 20. Jahrhundert – umstritten, wie Schutz und Freiheit balanciert werden können. Dies äußerte sich z.B. in Diskursen über das Zulassen von sexuellen Erfahrungen, den Einsatz von Bestrafung und Lob uvm. Auch eigenständige Bildungsmöglichkeiten für Kinder waren gesellschaftlich nicht immer konsensfähig. Besonders die Macht der Medien wird seit der Erfindung des Buchdrucks stets kontrovers diskutiert. **Seit dem Aufkommen moderner Massenmedien, insbesondere des Fernsehens, sehen Pädagog*innen immer wieder den Untergang der menschlichen Kultur bevorstehen.** So beeinflusste der Kulturpessimismus des amerikanischen Medienwissenschaftlers Neil Postman seit den 1980er Jahren angehende Eltern und Pädagog*innen mit seiner Warnung, dass der Gesellschaft die Kindheit als eigenständige Schutz- und Entwicklungszone verloren gehe, wenn es keine Geheimnisse mehr geben könne.

Auch wenn die moderne Medienpädagogik stets dagegen hielt und empirisch wie theoretisch immer wieder klarmachte, dass die Auseinandersetzung mit Fernsehen, Radio, Internet und co. dem Verbot des Umgangs vorzuziehen sei, so konnten sich dennoch pessimistische Haltungen auch und gerade bei Fachleuten bis heute retten. Immer neue drastische Unterbietungen des guten Geschmacks durch das Privatfernsehen – gerade auch im Bereich der Programme für kleine Kinder – lassen Pädagog*innen immer wieder zweifeln, wie Heranwachsende so etwas unbeschadet überstehen können. ►

Der Einzug digitaler Medien in die Kinderzimmer und die Kommunikation von und mit Kindern stellt bei dieser Entwicklung einen neuen, vorläufigen Höhepunkt dar: nicht nur werden kinder- und jugendgefährdende Inhalte (Gewalt, Pornographie, ...) immer leichter und immer früher verfügbar, sondern es entstehen neue Gefährdungen, die durch den unbedachten Gebrauch dieser Medien selbst produziert werden (durch Fotos, Kommentare etc). Die Verbreitung dieser Daten kann nicht mehr begrenzt und kontrolliert werden.

Nicht mitmachen ist auch keine Lösung

Auch wenn viele Eltern lange Jahre darum kämpfen, ihren Kindern keine unkontrollierten Internetzugänge zu erlauben oder Smartphones zu kaufen, so verlieren sie diesen Kampf doch immer früher. **Es ist absehbar, dass die Kontrollidee in Bezug auf digitale Medien unhaltbar ist.** Für Kinder und Jugendliche bringen diese Medien so große Versprechen (nicht zuletzt auf Teilhabe in der Peer-Group) mit sich, dass das Ankämpfen gegen die Medien im Großen und Ganzen aussichtslos ist. Smartphones sind heute Tagebücher, Erinnerungsspeicher, Freizeitbegleiter, Langeweilebekämpfer etc. – also echte Schätze!

Vieles spricht daher dafür, der Grundidee der modernen Medienpädagogik zu vertrauen und zu folgen, dass es nichts bringt, diese wahnsinnigen Energien zu bekämpfen und es stattdessen erfolgversprechender ist, mit diesen Kräften zu segeln.

Vieles geschieht bereits in dieser Hinsicht: Jugendliche nutzen YouTube-Videos, um sich anzusehen, wie Fahrräder geflickt und Pfannkuchen gewendet werden. Eltern – zumal in Trennungssituationen – nutzen den WhatsApp-Kanal, um aus der Ferne Daumen zu drücken und Gute Nacht zu sagen.

Erziehung wird schwieriger und einfacher

Moderne Erziehung in der Familie lässt sich im Kern als Kommunikationszusammenhang verstehen und beschreiben. Noch stärker als bei der Erziehung in Institutionen geschieht Erziehung in der Familie nebenbei und nicht-intentional. Auf der Basis einer engen Bindung, die in den ersten Lebensjahren hergestellt werden muss, können wechselseitiges Vertrauen und die Bereitschaft des Kindes zu Folgsamkeit und Gehorsam entstehen – also zum Mitmachen ohne alles schon verstehen zu können. Erzogen wird beim gemeinsamen Essen, beim Aufräumen, in der Freizeit, bei Tag und Nacht. Nicht zuletzt wird Erziehung in der Familie durch die Kinder und Jugendlichen ko-produziert, indem manches von den Eltern und Geschwistern angenommen und anderes verworfen wird.

Die Digitalisierung lässt sich als nächste Stufe einer langen Entwicklung begreifen, in der Erziehung sich von der unmittelbaren Zeige- und Erklärungsstruktur in personaler Bindung zu einem komplexen und immer weniger eindeutig beherrschbaren Prozess verändert. Allerdings war die Macht der Erziehenden schon immer begrenzt – durch die Persönlichkeit des Kindes und der Erziehenden, durch gesellschaftliche Grenzen und durch Erfahrungen, die aufgrund notwendiger Freiheiten nicht kontrollierbar waren und sind.

„Aus der Vergangenheit kann jeder lernen. Heute kommt es darauf an, aus der Zukunft zu lernen.“

Herman Kahn

Vieles spricht dafür, dass eine moderne, demokratische Erziehungspraxis, die auf Vertrauen, Offenheit, Dialog und Mitbestimmung setzt, auch im Angesicht der Digitalisierung die beste Variante bleibt. Gerade abnehmender Wissensvorsprung und sich verflüchtigende Kontrollmacht der Erwachsenen bieten für dialogische Kommunikation und gemeinsames Lernen eine gute Grundlage. So profitieren Schulen davon, wenn Schüler*innen ihre Smartphones im forschenden Lernen benutzen können und Familien können manchmal in der Distanz der digitalen Gemeinschaft ihre Konflikte besser begrenzen oder sogar klären und sich ihrer Zuneigung versichern.

Digitale Technik ist dazu geeignet, die Kontrollmacht der Eltern (übertrieben) zu steigern. Wenn Kinder und Eltern permanent erreichbar sind, bietet das Chancen und neue Absicherungen. Zugleich aber besteht die Gefahr, das wirkliche Abenteuer abzuschaffen und autonomes Handeln unmöglich zu machen, wenn Kinder immer online sind und Eltern ständig Fragen, Tipps und Ermahnungen äußern können.

Digitale Kommunikation ist einerseits gefährdet, entfremdete Kommunikation zu sein: ohne Mimik, Gestik, Wärme, Körpergerüche und Berührungen. Zugleich aber kann sie als elektronischer Puffer zwischen den biologischen Körpern Erziehung erleichtern. Sie erlaubt schreiben und sprechen, Pausen und Distanzierungen. Sie ermöglicht und erfordert mehr Gleichheit – insbesondere in der gegenseitigen Anerkennung und Wertschätzung. Wenn Eltern oder Kinder drohen, schimpfen, bedrängen, können ihre Gegenüber das leichter auflaufen lassen, als in direkter Kommunikation.

Das Ende der Erziehung ist keineswegs erreicht

Die Basis der Erziehungsidee – die Verschiedenheit von Erwachsenen und Heranwachsenden und die Notwendigkeit der Entwicklung – bleibt auch in der digitalen Familie weiter erhalten. Es sind auch in der digitalen Kommunikation keineswegs alle gleich; allerdings muss mehr argumentiert und begründet werden, müssen mehr Kompromisse geschlossen werden, wachsen die Freiheiten der Kinder und Jugendlichen ebenso wie die nicht zu leugnenden Risiken. Die Entwicklungstatsache wird stärker zur mehrseitigen Herausforderung – **nicht nur Kinder und Jugendliche müssen lernen und sich verändern, zunehmend auch die Eltern.** ●



Dr. Remi Stork

Geschäftsführung Evangelische Arbeitsgemeinschaft Familie NRW – eaf-nrw, Referent der Diakonie RWL für Familienpolitik und Grundsatzfragen der Jugendhilfe



Bildung

von Carolin Ulbricht

Der Begriff Bildung, wie wir ihn heute verwenden, ist von historischen, kulturellen und weiteren Einflüssen und Entwicklungen geprägt. Obwohl er manchmal umgangssprachlich mit Wissen oder Kultiviertheit gleichgesetzt wird, bezeichnet Bildung wesentlich mehr: Bildung lässt sich heute ganzheitlich als lebenslanger Entwicklungsprozess verstehen. Sowohl die geistigen und kulturellen Fähigkeiten werden entwickelt, als auch die persönlichen und sozialen Fertigkeiten gefördert.

Bildung ist also Persönlichkeitsbildung des Menschen, umfasst die Bildung seiner Identität und ermöglicht seine Integration und Inklusion in die Gesellschaft.

Bildung ist ein Grundrecht. Sie bereitet Kinder auf ihr späteres Leben vor, aber auch Älteren ermöglicht sie die Bewältigung neuer Herausforderungen oder gar einen sozialen Aufstieg. So verstanden, betrifft Bildung nicht nur Kinder, die erzogen werden und denen Wissen vermittelt wird. Da aber in der frühen Bildung wesentliche Voraussetzungen für schulische und überhaupt lebenslange Bildungsprozesse gelegt werden, ist die Familie vor allem in den ersten Lebensjahren der zentrale Bezug eines Kindes und hauptverantwortlich für die ersten Bildungsprozesse.

Digitale Medien sind aus unserem Alltag nicht wegzudenken und bestimmen unser Leben in vielen Bereichen: Kaum ein Beruf kommt ohne Computer oder sonstige digitale Medien aus, aber auch im privaten Leben beeinflussen uns zunehmend Smartphones, Computer und Smart Homes mit vernetzter Haushaltstechnik, und in vermutlich nicht mehr ferner Zukunft werden wir uns mit selbstgesteuerten Autos fortbewegen. Von digitalen Medien sind wir umgeben und gehen mit ihnen um, aber entspricht das schon digitaler Bildung?

Digitale Bildungsoffensive – Funktioniert digitale Bildung genau wie analoge Bildung?

Kaum ein Tag vergeht, an dem in den Nachrichten nicht von Digitalisierung die Rede ist. Dabei geht es unter anderem um die Ausbildung 4.0 sowie die politische Forderung nach mehr digitaler Bildung in den Schulen und Hochschulen. Johanna Wanka, seit 2013 Bundesministerin für Bildung und Forschung, stellte im Oktober 2016 die Bildungsoffensive für die digitale Wissensgesellschaft vor. Fremdsprachen-Apps erfreuen sich großer Beliebtheit und in Klassenräumen steigt die Anzahl der digitalen Geräte. **Während früher noch Handyverbot im Klassenraum herrschte, streben die Lehrenden heute an, die mobilen Endgeräte auch für die Wissensvermittlung zu nutzen.** ▶

Viele Klassenräume sind mit Computern und digitalen Whiteboards ausgestattet, in einigen Schulen besitzen alle Schüler*innen ein Tablet, das sie im Unterricht verwenden. Digitalisierung verändert den Lernalltag.

Auch im Zusammenhang mit dem lebenslangen Lernen ist häufig von Digitalisierung zu lesen. Gerade dadurch, dass die digitalen Medien die individuellen Bedarfe der Menschen besonders gut bedienen, Vernetzung durch kooperatives Lernen ermöglichen und so neue und effektive Wege der Kommunikation und Wissensvermittlung und -aneignung bieten, sind sie nicht mehr wegzudenken aus der beruflichen Weiterbildung. Nach und nach halten sie auch in die allgemeine Weiterbildung und auch in die Eltern- und Familienbildung Einzug. So organisieren sich Eltern meist in Messengern, die nicht nur zur Terminabsprache eine große Hilfe sind, sondern auch als Austausch über Erziehungsfragen und z. B. über die am besten geeignete Tragehilfe dienen. Bei Fortbildungen wird digitale Technik eingesetzt: Viele Veranstaltungen nutzen Lernplattformen, um Wissenserwerb und Kommunikation unter den Mitlernenden unabhängig von Zeit und Raum anzubieten.

Reicht es für die digitale Bildung aus, Tablets und digitale Whiteboards anzuschaffen oder Soziale Netzwerke und Messenger zu nutzen? Als Bildung noch analog funktionierte, reichte ja auch die bloße Anschaffung von Büchern nicht aus. Was also ist digitale Bildung, was kann sie ermöglichen und wie können Familien und Pädagog*innen diese Möglichkeiten sinnvoll nutzen?

Medienkompetenz und „Daddeln“

Die Generation der „digital natives“, also der heutigen Kleinkinder, Kinder und Jugendlichen, wächst in einem digital bestimmten Umfeld auf. Von klein auf sind sie von Smartphones, Tablets und weiteren digitalen Geräten umgeben. Selbst Kleinstkinder wischen schon mit größter Selbstverständlichkeit über Bildschirme. Das Aufwachsen mit den Geräten führt meist zu intuitiver Handhabung und souveränem Umgang.

Dass allerdings allein die Mediennutzung schon zu Medienkompetenz und einem verantwortungsbewussten und differenzierten Umgang führe, ist ein Trugschluss.

Immer häufiger wird die Kritik laut, dass Schüler*innen die Geräte eher zum Daddeln verwenden würden als sie zielgerichtet zu nutzen. Hierzu zählt auch, dass Jugendliche zwar über eine intuitive Mediennutzung verfügen, dass sie aber hauptsächlich in sozialen Netzwerken unterwegs seien und die digitalen Medien vor allem rezeptiv genutzt würden. Daher ist es unablässig, dass Familien, Erzieher*innen und später auch Lehrer*innen die Kinder beim Aufwachsen mit digitalen Medien begleiten und sie auf die Welt und deren Anforderungen vorbereiten.

Die Kritik liegt beim reinen vorgegebenen Konsumieren, das häufig zu einem unkontrollierten und genussgesteuerten Verhalten wird. Gefahren wie die ständige Verfügbarkeit, die Suchtgefahr oder die mit dem Überfluss verbundene Übersättigung der Mediennutzenden müssen dabei kritisch hinterfragt werden. Die Grenzen zwischen Konsum und Sucht sind wohl fließend.

Der regelmäßige Umgang mit Computerspielen, die den Kindern und Jugendlichen direkte Feedbacks und Konsequenzen für ihr Tun und ihre Erfolge anzeigen, überträgt sich auch auf das sonstige Lernen. Diese direkten Feedbacks sind allerdings weder im üblichen Klassenzusammenhang noch im Alltagsleben zu finden. Hier sehen viele Pädagog*innen und Politiker*innen den Einsatz von digitalen Medien im Klassenraum als Chance, allen Schüler*innen sofort Feedbacks auf ihr Verhalten und ihre Lernerfolge geben zu können. In diesem Zusammenhang liest man in den Medien allerdings meist nur über die Forderung, schnelles WLAN und gut funktionierende Ausstattung zur Verfügung zu stellen. Es ist beispielsweise von einer Bereitstellung von fünf Milliarden Euro für Breitbandanbindung in Klassenräumen die Rede. Aber die Forderung muss auf jeden Fall weiter gehen: Es geht bei digitaler Bildung nicht nur um Wissensvermittlung und -aneignung und um prompte individuelle Feedbacks, sondern **es geht auch um die Persönlichkeitsentwicklung und um soziales Lernen**. Medien-erziehung muss als Bildungs- und Teilhabechance verstanden werden und wird so zur Herausforderung für Eltern und Pädagog*innen.

Unsere Gesellschaft lebt von einem Wechselspiel von Konsumieren und Produzieren. Die Chance der digitalen Medien liegt gerade darin, dass mehr Nutzer*innen auch zu Produzent*innen werden und dass diese Produktionsprozesse kooperativ gemeinsam mit anderen in einem Netzwerk geschehen können. ►



Gelungene digitale Bildung durch gelungenes digitales Lernen

Digitale Bildung, als Persönlichkeitsbildung und lebenslanger Entwicklungsprozess verstanden, kann nur dann gelingen, wenn auch das digitale Lernen in den einzelnen kognitiven Prozessschritten und als Methodik gelingt. Lernen allgemein kann dann gelingen, wenn es emotional anspricht, persönlich bedeutungsvoll und praktisch ausgerichtet ist. Daher sind kooperatives und kommunikatives Lernen und die Anwendung des Gelernten in Form des „learning by doing“ recht effektive und emotional anregende Lernformen.

Die Vorteile des digitalen Lernens bestehen vor allem darin, dass Lernziele und Methoden individueller ausgerichtet und der Zugang zu Wissen spielerischer gestaltet sein können als beim analogen Lernen. Je moderater und je stärker an den Lernzielen ausgerichtet die digitalen Medien genutzt werden, umso größer ist der Lernerfolg. „Bei der digitalen Bildung geht es um Qualität statt Quantität“, sagte Eric Charbonnier von der Bildungsabteilung der OECD zu dem am 15. September 2015 veröffentlichten Schulleistungstest. Er hält fest, dass nicht die Nutzungsdauer für den Lernerfolg von Bedeutung ist. Ob besonders frühes Heranführen an digitale Medien den Lernerfolg erhöht, thematisiert er zwar nicht explizit, aber aus seiner Einschätzung lässt sich durchaus schlussfolgern, dass qualitativer und didaktisch durchdachter Umgang mit dem Medium nur bedingt im jüngsten Alter möglich ist und die Nutzung daher sehr bewusst von Eltern und Pädagog*innen gesteuert werden sollte.

Ein Beispiel für gelungenes digitales Lernen in der Kita: Wir bauen ein Haus aus Pixeln

Ein sehr gutes Beispiel dafür, dass erfolgreiches digitales Lernen schon im Kita-Alter stattfinden kann, ist der Bericht über Kitakinder und deren Besuch im FabLab – „Wir bauen ein Haus aus Pixeln“, in: Betrifft KINDER, 06-07|2016. Hier wird der Weg vom rezeptiven Anwenden der digitalen Medien hin zum aktiven, kreativen und sogar produzierenden Agieren mit Kindern vollzogen. Das Projekt startet mit der Anschaffung eines 3D-Druckers für die Kita. Nachdem die Kinder verstehen, wie das Gerät und die Datenübertragung vom Rechner zum Drucker funktionieren und einige Vorlagen aus dem Internet ausgedruckt haben, begreifen die Kinder den Drucker allmählich als Werkzeug, um eigene Ideen umzusetzen. Daraufhin organisiert die Erzieherin einen Besuch in einem FabLab, einer großen Fabrikhalle mit zahlreichen Maschinen wie Plottern, 3D-Druckern, Fräsen, Strickmaschinen und so weiter. Diese gibt es mittlerweile in fast allen Großstädten, damit Bürger*innen Maschinen zur Realisierung ihrer Ideen nutzen können, ohne sie sich selbst anschaffen zu müssen. Die Bewegung des DIY (do it yourself) wächst zurzeit ständig. Der Trend reicht von selbsthergestellter Bekleidung oder Marmelade bis hin zu Gegenständen, die mit dem 3D-Drucker hergestellt werden. ►

The background is a complex, abstract composition of various geometric shapes, primarily in shades of orange and red, set against a white background. The shapes are layered and overlapping, creating a sense of depth and movement. Some shapes resemble cubes or rectangular prisms, while others are more irregular polygons. The overall effect is a dynamic, textured surface.

„Keiner hat das Recht
zu gehorchen.“

Hannah Arendt

Im FabLab erleben die Kinder, wie mithilfe von Digitalisierung Ideen praktisch umgesetzt werden können. Sie lernen von Max, der sie durch das FabLab führt, die Geräte und ihre Funktionsweisen kennen. In einem FabLab kann man nämlich nicht nur die Geräte nutzen, sondern auch in Workshops lernen und vor allem, sich mit anderen Nutzer*innen austauschen, Wissen und Können teilen und Ideen gemeinsam verwirklichen. Am Folgetag und nach Gesprächen mit den Eltern beschließen die Kinder, ein selbstgebautes Haus mithilfe des 3D-Druckers herzustellen. Man kann sich vorstellen, dass angesichts dieses sehr komplexen Vorhabens viele Lernprozesse nötig sind. Die Erzieherin ermöglicht es den Kindern zu experimentieren: vom aufgezeichneten 2D-Haus, das man nicht betreten kann, über das Montessori-Programm zu geometrischen Formen bis hin zu einem gebastelten 3D-Haus aus Erbsen und Holzstäben. Nach vielen Lernschritten über die verschiedenen Charakteristika geometrischer Formen lernen die Kinder unter Hilfestellung der Erzieherin Tinkercad kennen, ein Computerprogramm zur Steuerung von 3D-Druckern, mit denen sie schließlich Konstruktionszeichnungen entwerfen und ein zweistöckiges Plastikhaus samt Dach drucken.

Das mag leicht klingen, hat aber von den Kindern viele Lernprozesse und Abstrahierungen verlangt. ***Dies ist nur möglich, wenn wir Erwachsenen mit gutem Beispiel vorangehen und unsere digitalen Geräte nicht nur zum Daddeln in sozialen Netzwerken verwenden, sondern ebenfalls bereit sind, mithilfe der digitalen Geräte zu lernen.*** Dazu gehört zum Beispiel, die

weltweite Vernetzung so zu nutzen, dass Wissen und Erfahrungen über räumliche und zeitliche Grenzen hinweg zusammengetragen werden können und weltweit kooperativ an Projekten gearbeitet wird. Je mehr wir die digitalen Medien souverän und zielgerichtet nutzen, umso eher können wir auch Kindern beibringen, sie angemessen und effizient zu gebrauchen.

Aus dem Kita-Projekt wird Elternbildung

Kaum hatte das FabLab-Projekt begonnen, waren auch schon die Eltern mit involviert. Am obigen Beispiel wird deutlich, dass auch die Eltern an der Digitalisierung teilhaben und ihre Kinder unterstützen. So werden sie einerseits zu Lehrenden und Lernbegleiter*innen, andererseits aber auch zu Lernenden. Heutige Eltern sind selbst meist noch ohne digitale Medien aufgewachsen. In ihrer Kindheit gab es nur Häuser aus Bauklötzen, Papier oder anderen „analog“ Materialien. Dass nun den heutigen Kindern nicht nur andere Materialien und Medien, sondern auch andere Methoden zur Verfügung stehen, müssen auch die Eltern erlernen. Hier ist es Aufgabe der Familienbildung, die Eltern sowie die Erzieher*innen digital zu bilden und sie dadurch dazu zu befähigen, ihre Kinder bestmöglich zu unterstützen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass erfolgreiches digitales Lernen nicht nur von moderner Technik abhängt. Es hängt vor allem von Eltern und Pädagog*innen ab, die technische Ausstattung auch sinnvoll in ihre Bildungskonzepte integrieren.

Digitales Lernen kann eine individuelle Anpassung des Lernniveaus, direktere Reaktionen auf Erfolge und Fehler, aber vor allem neue Möglichkeiten des kooperativen und produktiven Handelns über zeitliche und lokale Grenzen hinweg ermöglichen. Wie im obigen Beispiel deutlich wird, sind die Kompetenz und die Haltung der Lehrenden und der Lernbegleitungen entscheidend. Es gilt also, die Kompetenzen der Pädagog*innen zu verbessern, gezielt kommunikative und kooperative Lernprozesse zu fördern und zu begleiten. Die Wahl von kognitiv aktivierenden und bedeutungsvollen Lerninhalte ist entscheidend, also Inhalte, bei denen die Lernenden wissen, wofür sie diese lernen. Gerade im kooperativen und produktiven Lernen wird auch die Reflexion über sich selbst und über die anderen gebildet, Demokratie gelernt und erfahren und somit Bildung ermöglicht. ●

¹ Bildungsoffensive für die digitale Wissensgesellschaft des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, Bundesministerin Wanka stellt vor, s. Pressemitteilung vom 12.10.2016, <https://www.bmbf.de/de/sprung-nach-vorn-in-der-digitalen-bildung-3430.html>.

² <http://www.tagesspiegel.de/wissen/digitalisierung-an-deutschlands-schulen-milliarden-fuer-das-ende-der-kreidezeit/14673782.html>.



Dr. Carolin Ulbricht

Stellvertretende Leitung und pädagogische Studienleiterin des Evangelischen Erwachsenenbildungswerkes Nordrhein (Düsseldorf)

Arbeitsschwerpunkte: Familienbildung,
Digitale Bildung und Qualitätsmanagement

Weiterführende Literatur:

<https://www.divsi.de/wp-content/uploads/2015/06/U9-Studie-DIVSI-web.pdf>

<https://bildungsklick.de/bildung-und-gesellschaft/meldung/kinder-und-jugendliche-in-der-digitalen-welt/>

<http://www.news4teachers.de/2016/12/die-politik-plant-die-digitale-bildung-die-realitaet-in-den-schulen-ist-davon-noch-weit-entfernt/>

<https://bildungsklick.de/fruehe-bildung/detail/digitale-medien-in-der-fruehen-bildung-ein-werkzeug-im-bildungsprozess/>

<http://www.tagesspiegel.de/wissen/digitalisierung-an-deutschlands-schulen-milliarden-fuer-das-ende-der-kreidezeit/14673782.html>

<https://www.bmbf.de/de/sprung-nach-vorn-in-der-digitalen-bildung-3430.html>

mpfs (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest), miniKIM 2014, Kleinkinder und Medien, Medienumgang 2- bis 5-Jähriger

mpfs (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest), KIM-Studie 2014, Kinder + Medien, Computer + Internet, Medienumgang 6- bis 13-Jähriger

mpfs (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest), JIM-Studie 2016, Jugend, Information, (Multi-) Media, Medienumgang 12- bis 19-Jähriger

mpfs (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest), FIM-Studie 2011, Familie, Interaktion und Medien, Mediennutzung in Familien

Betrifft KINDER 06-07|2016: Werkstatt. Wir bauen ein Haus aus Pixeln. Kitakinder zu Besuch im FabLab.

Das Beste aus beiden Welten –

Wie digitale Technik das Kinderspiel beflügeln kann

Ein Gespräch mit Prof. Dr. Gernot Bauer von der FH Münster, der mit seinen Studierenden daran arbeitet, den klassischen Fischertechnik-Baukasten digital zu „renovieren“

Sie sind von klein auf ein Fan von Fischertechnik.

Gibt es das heute überhaupt noch?

Durchaus! Das Baukastensystem Fischertechnik behauptet sich seit inzwischen mehr als 50 Jahren erfolgreich auf dem internationalen Markt sowohl für Spielwaren als auch für Lehrmaterial. Man bekommt es nach wie vor im Fachhandel und mittlerweile natürlich auch über das Internet.

Was fasziniert Kinder heute noch an Fischertechnik?

Wie funktioniert ein Baustellenkran? Ein Uhrwerk? Eine pneumatische Doppelschiebetür? Fischertechnik animiert Kinder und Jugendliche dazu, sich die Antworten auf solche Fragen selbst zu erschließen. Bei Fischertechnik gibt es keinen Star-Wars-Baukasten – aber wer die Funktionsprinzipien unserer technisierten Alltagswelt verstehen möchte, findet kein geeigneteres Baukastensystem.

Und wie wollen sie Fischertechnik digital beflügeln?

Bei Fischertechnik gibt es bereits seit vielen Jahren Baukästen, die Kinder und Jugendliche an Elektronik und Robotik heranführen. Für einen Hersteller von Spiel- und Lehrmaterial ist es jedoch eine Herausforderung, mit dem enormen Tempo der Digitalisierung Schritt zu halten und zum Beispiel zu ermöglichen, dass sich Modelle per Handy programmieren lassen. Hierbei bieten wir als Hochschule unsere Unterstützung an.



Können dann die Kinder diese Programmierung durchführen, oder müssen das die Eltern machen?

Es wäre fatal, wenn das die Eltern machen müssten! Nein, die Programmierung sollte für die Kinder und Jugendlichen weitestgehend selbsterklärend sein. Das ist eine Frage guter Anleitungen und intuitiver Bedienkonzepte.

Programmieren hört sich sehr „trocken“ an. Wieviel Spiel steckt in der digitalen fischertechnik?

Programmieren und „trocken“, das halte ich für ein Vorurteil. Programmieren hat durchaus etwas Spielerisches. Es ist ähnlich wie Puzzeln: Du baust Stück für Stück an einer kleinen Welt, immer neugierig darauf, welches Gesamtbild entstehen wird. Besonders faszinierend ist das, wenn schließlich ein Modell – eine Ampelanlage, ein Fahrstuhl, ein Rasenmäher – nach deinen Regeln funktioniert.

Werden sich dann auch mehr Mädchen für fischertechnik begeistern?

Eine gute, wichtige und schwierige Frage. Politik und Wirtschaft versuchen ja mit vielen Initiativen, Mädchen für Technik zu begeistern. So auch fischertechnik und die Hochschulen. Leider sind junge Frauen in den Hörsälen ingenieurwissenschaftlicher Studiengänge aber immer noch eine deutliche Minderheit. Da kann und muss noch viel passieren, auch in den Köpfen von uns Hochschullehrenden.

Und welches Projekt begeistert Sie im Bereich „Gesellschaft und Digitales“ im Moment besonders?

Bei der TINCON, dem Festival für digitale Jugendkultur in Berlin, haben wir einen „Smart Mirror“ vorgestellt, einen intelligenten Spiegel, der seinen Betrachter*innen interaktiv durch Rückwärtsgeschichten die Gefahren von Plastikmüll für die Umwelt aufzeigt.



Prof. Gernot Bauer

Prof. für Elektronik und Informatik an der FH Münster, Geschäftsführer der Firma „beemo“, in der gemeinsam mit Studierenden Projekte für die digitale Zukunft umgesetzt werden



Datenschutz

von Ralf Peter Reimann

„Papa, Papa, ich habe ein ‚musical.ly‘ gemacht, kann ich das online stellen?“ so fragt die zehnjährige Tochter ihren Vater, als er nach Hause kommt. Neben ihr steht die Freundin, mit der sie gemeinsam das Musik-Video aufgenommen hat. Eine nicht untypische Momentaufnahme einer Familie, die eine musikbegeisterte Tochter im Teenager-Alter hat und die deutlich macht, welche Komplexität das Thema „Umgang mit personenbezogenen Daten“ in Familien haben kann.

Zunächst: Was ist „musical.ly“? Im Online-Marketing halten es viele für das „heiße Ding“ nach Snapchat, für US-Teenager ist es die App, die sie am spannendsten finden und die Erwachsene gar nicht kennen: musical.ly hat weltweit bereits Millionen von Teenies als Nutzer*innen gewonnen und wird auch in Deutschland immer beliebter.¹ Als „musical“ bezeichnen „muser“, wie sich die regelmäßigen Nutzer*innen von musical.ly nennen, bis zu 15 Sekunden lange Videos, in denen sie entweder playback zu Popsongs performen oder lustige Zitate nachsprechen.

¹ <http://www.onlinemarketingrockstars.de/musically>

Kinder sind begeistert und verbringen viel Zeit mit Apps, die keinen Bezugspunkt zur Erfahrungs- und Lebenswelt Erwachsener haben. Eltern müssen jedoch ohne tiefe Kenntnis der jeweiligen App Einschätzungen vornehmen, um ihren Kindern Handlungsräume zu ermöglichen. Auch wer für die eigene Familie Regeln für den Umgang mit personenbezogenen Daten festgelegt hat, kommt dabei schnell an Grenzen, da Familien nicht autark leben. Im obigen Beispiel nahm die Tochter das Musik-Video gemeinsam mit einer Freundin mit dem Handy von deren Mutter auf. Statt einfach auf Hochladen zu klicken, fragte die Tochter ihre Eltern, ob sie das Video ins Internet hochladen könne. Eine verantwortliche Entscheidung ist nicht einfach. Zunächst das Rechtliche: Das Hochladen des Videos geschieht über das Smartphone der Mutter der Freundin, diese hat den AGB des App-Anbieters zugestimmt. Gibt es deutsche AGB für diese App oder gilt US-Recht? Klar ist, dass die Tochter als zehnjährige noch nicht über das Recht am eigenen Bild entscheiden kann und daher die Eltern dies für sie stellvertretend tun. Der Vater weiß nicht, wie die App technisch funktioniert. Werden die Videos lokal auf dem Smartphone gespeichert? Werden Sie in die Cloud hochgeladen? Bedeutet eine Online-Veröffentlichung, dass sie nur für einen eingeschränkten Personenkreis zugänglich sind? Oder sind sie für alle Nutzer*innen des Webs sichtbar? Werden die „musical.lys“ unter einem Profil mit Klarnamen oder anonym veröffentlicht? Fragen, auf die die Mutter der Freundin auch keine Antwort hat und die nicht auf die Schnelle recherchierbar sind. Und die Kinder drängen: Können wir das „musical.ly“ online stellen?



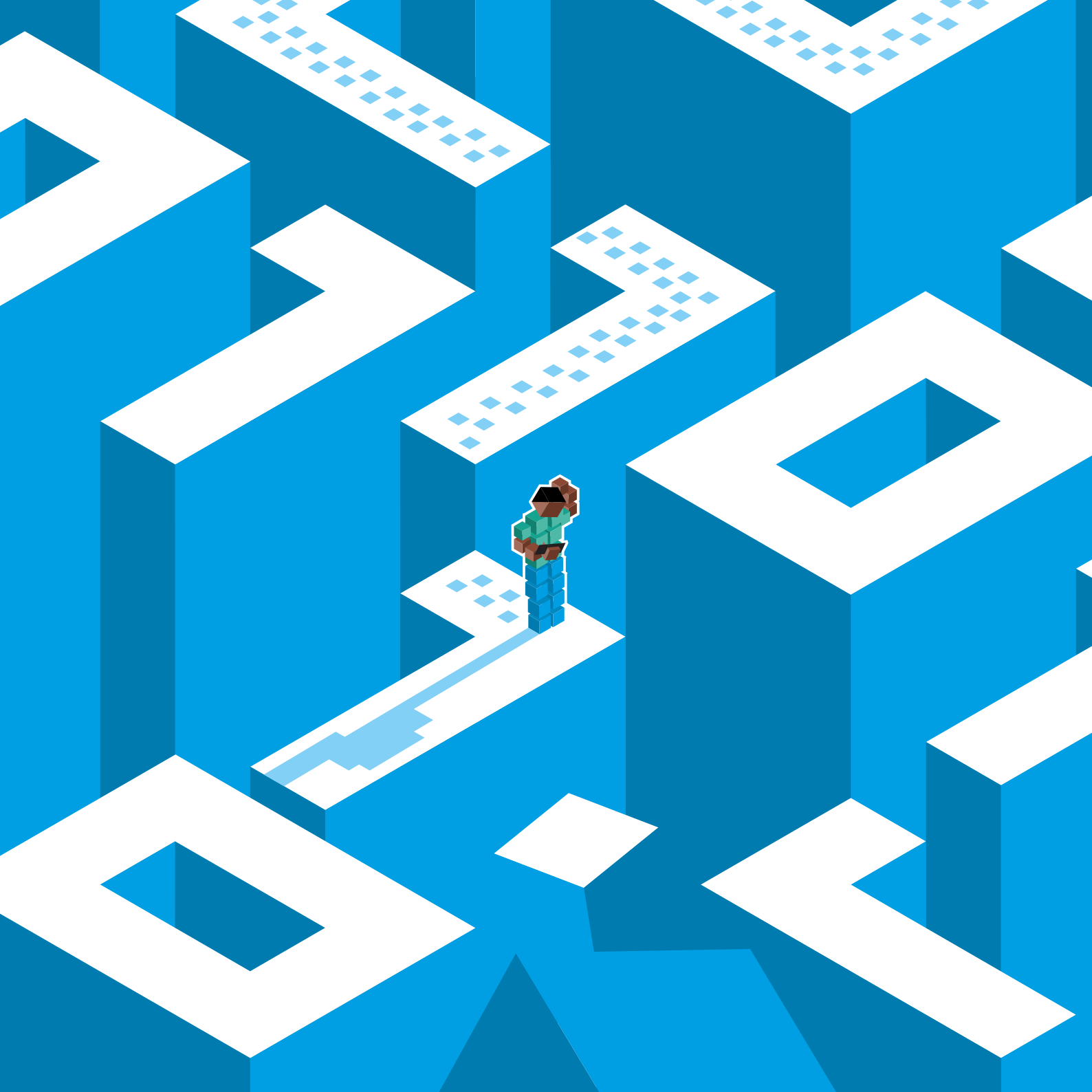
Ein Schritt zurück: In der Familie haben alle einen PC bzw. ein Notebook, mit dem Verlassen der Grundschule haben die Kinder ein Smartphone bekommen, zunächst mit zeitlich begrenztem Internetzugang über WLAN. Es ist verabredet, dass die Kinder keine Apps alleine herunterladen. Für bezahlpflichtige Apps wurde eine Prepaid-Karte gekauft, um unnötige Datenspuren zu verhindern. Trotz Drängens der Kinder haben die Eltern nicht das neueste Handy bestellt, sondern ein älteres Modell den Kindern gegeben, das nicht alle Apps und Spiele lädt. Die Eltern haben mit den Kindern die Handy-Nutzung eingeübt. Sie haben die Handy-Nutzungsordnung der Schule mit ihnen diskutiert und zu Hause Regeln festgelegt, wie und wann in der Familie das Handy genutzt werden kann. Also: die Mediennutzung innerhalb der Familie geschieht bewusst, die Eltern fördern die Medienkompetenz ihrer Kinder. Daher auch die Frage der Tochter, ob sie das musical.ly online stellen könne.

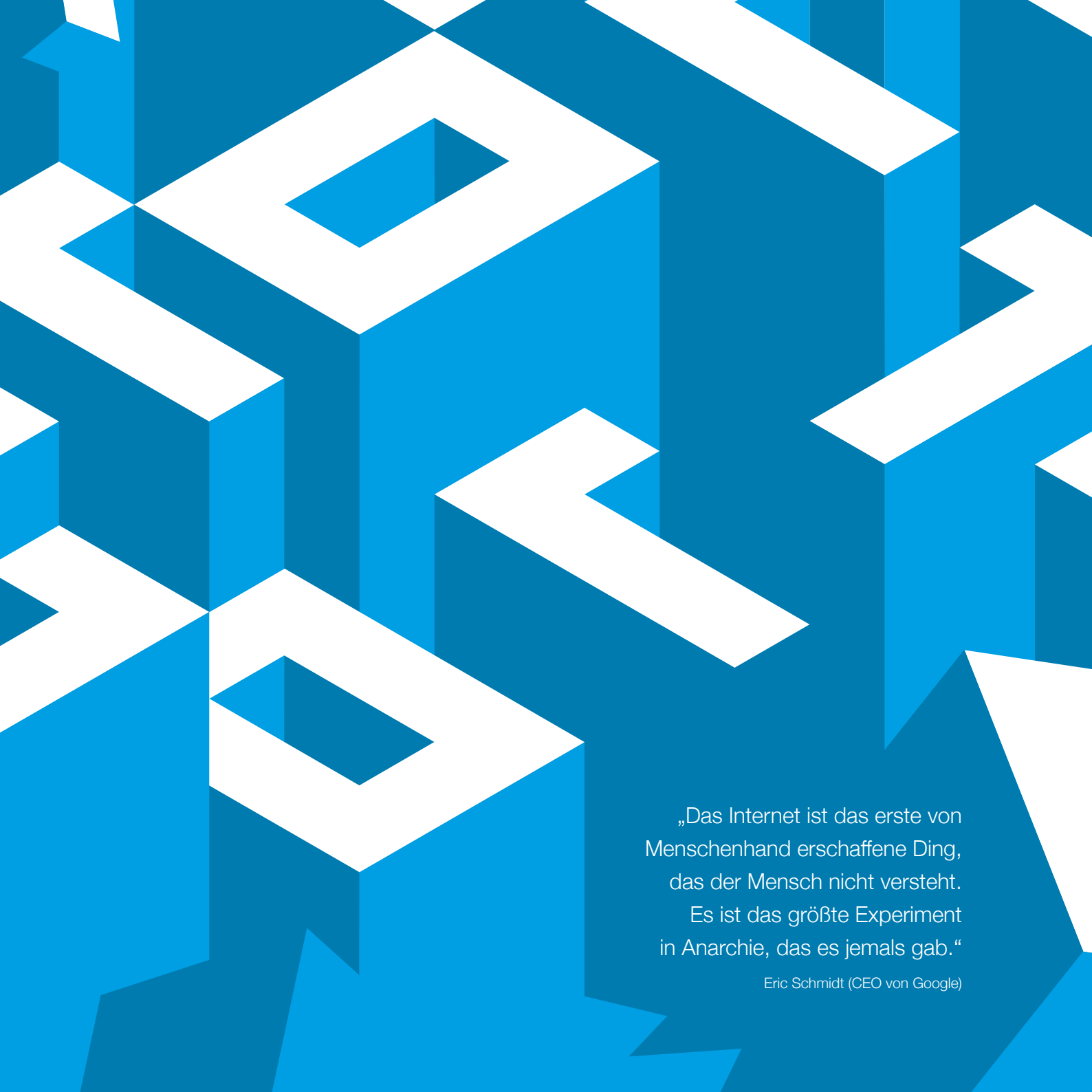
Aber: die Antwort auf die Frage der Tochter ist nicht einfach. Auch wenn eine Familie für sich definiert, welche Apps sie nutzen möchte und welche sie vermeiden will, um unnötige Datenspuren zu verhindern, kommen aus der erweiterten Familie und dem Freundeskreis Herausforderungen auf einen zu, zu denen man sich verhalten muss. Wobei jedoch in den meisten Fällen eine fundierte Entscheidung aufgrund der Komplexität schwierig ist und man Entscheidungen treffen muss, obwohl nicht alle Fakten als Entscheidungsgrundlage verfügbar sind. **Zwischen den Extremen einer vollständigen Verweigerung moderner Kommunikationsmittel und vernetzter Haushaltsgeräte einerseits und andererseits einer enthusiastischen Nutzung unter Außer-**

achtlassung jeglicher Datenschutzaspekte muss jede Familie den für sich richtigen Umgang finden, dabei ist sie jedoch weitestgehend auf sich alleine gestellt.

Da sich Technik und AGB äußerst schnell ändern – so führte WhatsApp beispielsweise Ende-zu-Ende-Verschlüsselung ein (datenschutzrechtlich positiv zu bewerten), erlaubte aber auch den plattformübergreifenden Nutzerdatenaustausch (datenschutzrechtlich negativ) – müssen Entscheidungen, einen Online-Dienst zu nutzen oder zu meiden, fortlaufend revidiert werden. Wer im Einzelfall fundierte Entscheidungen treffen will, muss Medienprofi sein. Außerdem: es gibt Netzwerke, in denen Jugendliche in ihrer Peer Group alleine sein wollen, und Eltern bewusst nicht dabei haben wollen. Risiken und Gefahren (und natürlich auch Chancen) abzuklären, wird dann für Eltern schwierig, wenn sie selber keine Erfahrungswerte haben.

Für den Familienalltag ist dies nur schwerlich leistbar. **Wenn es aber das Bestreben evangelischer Ethik ist, dass man in einer Familie selbstbestimmt urteilen kann, auf welche Online-Dienste man sich einlässt, wäre es hilfreich, wenn es ein Koordinatensystem gäbe, das gemäß allgemeinen eigenen Wertvorstellungen hilft, in konkreten Einzelfällen die Entscheidung zur Nutzung oder Vermeidung bestimmter Online-Dienste zu treffen. Es wäre ein medienethisch wichtiger Beitrag der Kirchen für Familien, solche Guidelines zu entwickeln.** ►



The background of the image is a complex, abstract geometric pattern. It consists of various shapes, including squares, rectangles, and irregular polygons, arranged in a way that creates a sense of depth and movement. The colors are primarily shades of blue, ranging from a deep, dark blue to a lighter, sky blue, with white used for the negative space and some of the shapes. The overall effect is a dynamic and modern visual design.

„Das Internet ist das erste von
Menschenhand erschaffene Ding,
das der Mensch nicht versteht.
Es ist das größte Experiment
in Anarchie, das es jemals gab.“

Eric Schmidt (CEO von Google)

Bei solchen Guidelines wird es sicherlich eine Spannbreite geben, innerhalb derer sich die individuelle Entscheidung vollzieht, es geht um ein Abwägen von Komfort oder möglichst breiter Mediennutzung einerseits und andererseits mehr Datensouveränität und Selbstbestimmung, was mit den eigenen Daten geschieht. Hier geht es um Ermessensspielräume, die jede(r) Einzelne für sich bzw. seine/ihre Familie bestimmen muss. Gerade gegenüber Post-Privacy-Vertretern, die zwar totale Informationsfreiheit nicht als Wunschvorstellung propagieren, sondern eher als technisch nicht verhinderbar einschätzen, bleibt aber aufgrund des christlichen Menschenbildes festzuhalten, dass es auch in der Informationsgesellschaft Schutzräume geben muss, in denen private Information nicht öffentlich werden darf. Was in der biblischen Schöpfungsgeschichte (z. B. Gen. 3, 21) in Bezug auf körperliche Nacktheit gilt, dass Gott Adam und Eva Kleider aus Fellen machte, lässt sich auch auf den Schutz gegen die digitale Nacktheit übertragen, nämlich dass nicht alle Datenspuren einer Person offengelegt werden dürfen. Es gibt eine Intimsphäre, die es zu schützen gilt. Die Familie ist sicherlich ein solcher digitaler Schutzraum. Dies ergibt sich aus dem biblischen Menschenbild.

Aufgabe evangelischer Bildungsarbeit ist es daher, Medienkompetenz zu fördern, damit in Familien im Umgang mit Daten verantwortliche Entscheidungen getroffen werden können. Da die Thematik – wie bereits aufgezeigt – jedoch äußerst komplex ist, wäre ein Grundsatz für alle sicherlich sinnvoll, d. h., dass die Datenweitergabe von Apps generell restriktiv ist, außer die Nutzer*innen stimmen explizit zu. Das Datenschutzrecht ist entstanden aus dem Gegenüber des einzelnen Bürgers bzw. der einzelnen Bürgerin zum Staat. Heute laufen die Fronten jedoch anders. Es sind mittlerweile nicht-staatliche Akteure, vor allem Unternehmen, die die größten Sammler von Daten sind; Soziale Netze sammeln die Online-Biographien ihrer Mitglieder. Zunehmend fallen jedoch auch Daten an, die nicht einer einzelnen Person zuzuordnen sind, sondern die im vernetzten Haushalt entstehen. Entscheidungen zum Umgang mit Daten betreffen daher eine gesamte Familie.

Die Digitalisierung durchdringt das Familienleben. Das Internet der Dinge ermöglicht eine Vernetzung im Haus oder der Wohnung, die auch eine große Menge an Daten produziert, die viel über die Bewohnerinnen und Bewohner verraten. Was für einige eine Vision ist, mag für andere ein Horrortrip sein. Es gibt Konzept- oder Machbarkeitsstudien, auch wenn viele dieser neuen Produkte noch nicht serientauglich sind. Von der Überwachung des Neugeborenen im Babyzimmer via Webcam bis zum Pflegeroboter für die

Großelterngeneration, die Digitalisierung verändert unseren Familienalltag. Einige Geräte sind bereits praxistauglich und im Alltag angekommen. Ein Küchengerätehersteller bietet an, im Internet ausgesuchte Rezepte auf die heimische Küchenmaschine zu portieren, die dann Schritt für Schritt nachgekocht werden. Dabei fallen Daten an, die an den Hersteller der Maschine übertragen werden. Muss der Gerätehersteller wissen, wer beispielsweise glutenfrei oder vegan kocht? Oder zu welchen Uhrzeiten warme Mahlzeiten in einer Familie bereitet werden? Oder wie die Portionsgröße ist? Welche Schlüsse lassen sich daraus ziehen? Das „Internet der Dinge“ bzw. das „Smart Home“ mit über die Cloud vernetzten Haushaltsgeräten produzieren Unmengen an Daten. Man kann heute schon ahnen, was in Zukunft an Informationen durch Big-Data-Analyse über das Familienleben für Dritte einsehbar werden kann. Je mehr Komfort eine Familie sich wünscht, desto mehr Daten muss sie freigeben. Oder wer bestimmte Daten nicht weitergeben möchte, wird auf einige Dienstleistungen oder vernetzte Hausgeräte verzichten müssen. Jede Familie muss für sich entscheiden, wie transparent sie sein möchte.

Es gibt Regeln, wer welche Post öffnet und liest, Tagebücher, auch die der Kinder sind tabu. Wie sieht das bei PC und Tablet-Nutzung aus? Nutzen alle Familienmitglieder dasselbe Benutzungskonto und haben damit – gewollt oder ungewollt – Zugriff auf Daten anderer Familienmitglieder? Oder haben alle ihr eigenes Konto und jede(r) hat nur Zugriff auf die jeweils eigenen Daten? Wieweit müssen und dürfen Eltern die Internetnutzung ihrer Kinder begleiten und Einsicht haben? Wie verändert sich die Begleitung mit zunehmendem Alter der Kinder? Welche Messenger-Dienste nutzt man zur Kommunikation untereinander? Allgemeingültige Regeln gibt es (noch?)

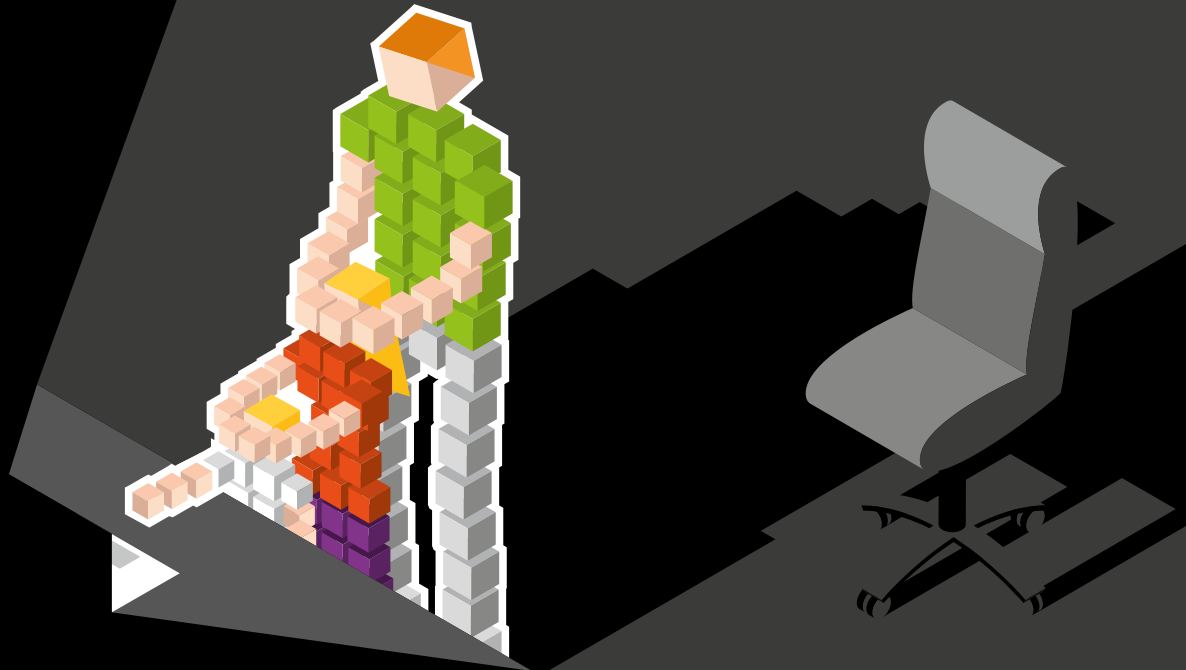
nicht, innerhalb der Familien muss gemeinsam nach Lösungen gesucht werden. Die Digitalisierung eröffnet viele Chancen. Messenger-Dienste erlauben Kommunikation mit Kindern, die im Schüleraustausch im Ausland sind, und Großeltern können so per Video mit ihren Enkelkindern in einer anderen Stadt leichter Kontakt halten. Andererseits hinterlässt man Datenspuren, bereits durch Metadaten der Kommunikation wird Privates und Intimes für Dritte sichtbar und nachvollziehbar.

Auch die Familie ist ein Lernort für Datenschutz. Einfache Antworten gibt es nicht, wichtig ist aber, Bewusstsein für den Umgang mit Daten schon bei Kindern zu schaffen. Egal, wie die Antwort des Vaters im Detail ausfällt, wichtig ist, dass die Tochter fragt, ob sie das „musical.ly“ online stellen kann. Wenn das Gespräch, was öffentlich werden darf und was besser privat bleibt, zwischen Eltern und Kindern geführt wird, ist bereits ein großer Schritt getan, egal wie die Antwort im Detail ausfällt. 📍



Ralf Peter Reimann

ev. Pfarrer, Dipl.-Informatiker
Kirchenrat und Internetbeauftragter der
Evangelischen Kirche im Rheinland



Erzieherischer Kinder- und Jugendschutz

von Ulrike Martin

Wenn von Digitalisierung und neuen Medien gesprochen wird, dann werden gerne die vielen Vorteile und Erleichterungen für unser Leben aufgezeigt. Weniger erwähnenswert scheinen die Risiken und Gefahren zu sein. Sie kommen oft erst dann zum Vorschein, wenn die ersten Probleme aufgetaucht sind. Insofern läuft der Schutzaspekt der schnellen Entwicklung im digitalen Bereich oftmals hinterher. Das ist problematisch, da gerade Kinder und Jugendliche von den neuesten Möglichkeiten schnell begeistert werden können, gleichzeitig aber ohne die Möglichkeit, einen reflektierten Umgang damit zu erlernen.

Die Augen davor zu verschließen oder nur mit Verboten und Gesetzen dagegen vor zu gehen, wäre zu einfach gedacht. Die Festlegung von Altersgrenzen und täglicher Nutzungsdauer scheinen ebenfalls weniger geeignet zu sein. Schon Babys und Kleinkinder werden durch digitalisiertes Spielzeug angesprochen, vom Plüschsmartphone zum Kuscheln und Ausprobieren bis zum Minilaptop mit angehängter Maus für Kleinstkinder. Die Digitalisierung ist längst in der Lebenswelt der Jugendlichen und den Kinderzimmern der Kleinsten angekommen. Sie ist zu einem nicht mehr wegzudenkenden Teil des Lebens geworden. Alle Versuche, dies so lange wie möglich hinauszuzögern, können nur scheitern.

Nicht die Frage nach dem „ab welchem Alter“ und „wie lange“ ist letztendlich wichtig, sondern die Frage nach der Befähigung zum Umgang mit digitalen Medien muss im Mittelpunkt stehen.

Denn heute verläuft „Kindheit“ anders als noch in der (vor)letzten Elterngeneration. Die Schnellebigkeit von digitalen Veränderungen führt zu Unsicherheiten. Eltern wollen ihre Kinder auf dem Weg in die digitale Welt begleiten, wissen aber oftmals nicht wie, bzw. erkennen selbst nicht die Gefahren. Die Frage ist nur: wie gehen wir damit um?

Die Aufgaben des erzieherischen Kinder- und Jugendschutzes liegen zum einen in der Begleitung und Befähigung junger Menschen, um Gefahrenquellen selbst zu erkennen und mit ihnen umzugehen, zum anderen aber auch in der Begleitung und Unterstützung von Eltern zur Stärkung ihrer Erziehungskompetenz.

Medienerziehung wird deshalb gerade in der Zukunft ein wichtiger Teil der Arbeit im Kinder- und Jugendschutz sein. Je früher damit begonnen wird, desto eher haben Kinder die Chance, sich vor Gefährdungen selbst zu schützen und einen normalen und befähigten Umgang mit Medien einzuüben. Wenn schon Kleinkinder Tablets und Smartphones als tolles Spielzeug entdecken, ist davon auszugehen, dass diese Sorglosigkeit sich auch auf den selbständigen Umgang mit digitalen Medien überträgt, wenn nicht im Vorfeld der Nutzung auf Gefährdungen aufmerksam gemacht wird.

Digitalisierung im öffentlichen Raum

Die Digitalisierung findet nicht nur im privaten sondern auch im öffentlichen Raum (Kita/Schule) statt. Insofern muss das Thema Medienerziehung zukünftig ein fester Bestandteil der Bildungsarbeit in den Kindertagesstätten und der Tagespflege werden. ►

Erzieherinnen und Erzieher müssen entsprechend geschult werden, um den Kindern spielerische medienpädagogische Angebote machen zu können und den medienkritischen Umgang schon bei kleinen Kindern zu etablieren.

Spätestens in der Schule werden Kinder mit dem Internet konfrontiert. In mehreren EU-Ländern ist es mittlerweile Standard, dass wichtige Informationen wie Hausaufgaben, Stundenplanänderungen etc. nur noch über das Internet, bzw. per Mail zu erfahren sind. Die Hausaufgaben werden oftmals am Computer erstellt und versandt. In Deutschland sind zwar die Grundschulen noch am wenigsten digitalisiert, es ist aber nur eine Frage der Zeit, wann es hier eine europäische Angleichung geben wird. Insofern ist es sinn-

voll, auch in diesem Bereich entsprechende altersgemäße medienpädagogische Angebote anzubieten und Schülerinnen und Schüler zu befähigen, kritisch mit Medien umzugehen. Ein guter Ansatz ist der sog. PC-Führerschein, den Schülerinnen und Schüler vor der ersten Nutzung von Computern in der Schule machen müssen. Sinnvoll wäre auch eine Ausweitung auf andere digitale Medien, vor allem Smartphones. Durch gezielte zusätzliche Projektangebote für jede Altersklasse sollten Schülerinnen und Schüler sensibilisiert werden, Gefahrenlagen besser zu erkennen und einen kritischen Umgang mit Medien erlernen. Zusätzliche Angebote machen spezialisierte Träger der Jugendhilfe, die teilweise auch an anderen Orten wie z. B. Jugendtreffs, Vereinen, Kirchengemeinden stattfinden.

Digitalisierung im privaten Raum

Auch Eltern spielen in der Medienerziehung eine große Rolle. Für viele Eltern ist die heutige Medienlandschaft noch immer Neuland, andererseits gibt es immer mehr junge Eltern, die selbst schon mit digitalen Medien auf-

gewachsen sind. Die elterliche Medieneinstellung und Medienutzung prägen die Nutzung und Befähigung der Kinder und den Umgang damit in der Familie. Eltern sollten sich deshalb ihren eigenen Medienkonsum und den Umgang mit verschiedenen Medien innerhalb der Familie bewusst machen, denn ihr Medienverhalten kann das Verhältnis der Kinder zu Medien stark prägen. So sollten Medien nicht als „Babysitter“ oder Ersatzhandlungen für andere Beschäftigungen mit den Kindern benutzt werden. Auch wenn Verbote, die gesetzliche Kinder- und Jugendschutzbestimmungen (Altersfreigaben etc.) berühren, nötig sind, sollten Medien nicht als Instrumente zur Bestrafung oder Belohnung benutzt werden.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, einen bewussten Umgang mit Medien innerhalb der Familie einzuüben, z. B. durch gemeinsam erarbeitete Regeln (Vorlagen hierzu finden sich im Internet) und ein gemeinsames Kennenlernen und Ausprobieren verschiedener Medien. Kinder und Jugendliche werden hier andere Schwerpunkte legen als die Eltern; wichtig ist die gegenseitige Akzeptanz der jeweiligen Vorlieben und Interessen. Hierdurch kann von Anfang an Toleranz gegenüber anderen Vorstellungen eingeübt werden und Eltern erhalten eine Chance, von den Kindern in ihr Medienleben einbezogen zu werden.

Durch das gemeinsame „Erforschen“ des Internets bekommen Kinder und Jugendliche zusammen mit den Eltern die Möglichkeit, sich über Gefährdungen und Schutzmaßnahmen zu informieren und hierzu ebenfalls klare Regeln aufzustellen. Aber: Regeln machen nur Sinn, wenn sich alle Familienmitglieder daran halten.

Jugendmedienschutz

Für die Mehrzahl der Eltern sind Kinderschutz Einstellungen und Jugendschutzsoftware zum Schutz ihrer Kinder sehr wichtig. Auch Informationen zu kindgerechten Internetseiten, Apps und altersgerechter Internetnutzung wird hohe Bedeutung beigemessen. Informationen dazu finden sich in vielen Elternratgebern und Informationsangeboten im Internet (Technischer Jugendschutz). Daneben gibt es die staatlichen Vorgaben durch den Jugendmedienschutz-Staatsvertrag der Länder, durch den geregelt wird, welche Medienprodukte für Kinder und Jugendliche geeignet sind und welche nicht. Er bildet die einheitliche Rechtsgrundlage für den Jugendschutz in den elektronischen Medien. Überprüft werden Medieninhalte u. a. nach möglichen jugendgefährdenden oder jugendbeeinträchtigenden Inhalten. Ist dies der Fall, dürfen diese Medien Kindern und Jugendlichen nicht oder nur unter Auflagen zugänglich gemacht werden z.B. nur einer bestimmten Altersgruppe (Altersfreigabe) oder nur zu einer bestimmten Sendezeit. Wichtig ist, dass die Anbieter der freiwilligen Selbstkontrolle unterliegen und sich hierfür zu Selbstkontrollvereinigungen (FSK, FSF, USK) zusammengeschlossen haben. Oberste Kontrollbehörden sind u. a. die FSM und die Landesmedienanstalten. Da diese gesetzlichen Vorgaben nur in Deutschland greifen, können sie von ausländischen Internetseiten ausgehebelt werden.

Kinder und Jugendliche sind im Internet deshalb trotzdem vielen Gefährdungen ausgesetzt und gehen noch immer zu sorglos mit digitalen Medien um. In Sozialen Netzwerken geben sie persönliche Informationen preis (Daten, Bilder, Gefühle, auch Sexting) und damit Angriffsflächen für Cybermobbing und sexualisierte Übergriffe durch Andere. Gefährdungen erfolgen auch durch das Aufsuchen bestimmter Internetseiten (z.B. Extremismus) und die Verbreitung von

Fake News. Deren Wahrheitsgehalt lässt sich nicht nur für Kinder und Jugendliche meistens nicht überprüfen. Weitere Gefährdungspotentiale sind z.B. im übermäßigen Konsum/ Suchtverhalten, in Kostenfallen durch nicht passgenaue Handyverträge und das Herunterladen von Schadsoftware zu finden.

Um gegen diese Gefährdungen vorzugehen bedarf es der Weiterentwicklung der Befähigung zur Medienkompetenz von Kindern, Jugendlichen, Eltern und Lehrer*innen. ●



Ulrike Martin

Geschäftsführung Evangelischer Arbeitskreis
Kinder- und Jugendschutz NRW, Referentin
der Diakonie RWL für Kinder- und Jugendschutz

Weiterführende Links:
www.jugendschutz.de
www.klicksafe.de
www.jugendschutz.net

Smartes Heim

von Werner Thiede

*Einem Naturgesetz gleich erstreckt sich die rasch fortschreitende digitale Revolution auf möglichst alle Dinge – also zwangsläufig auch immer mehr auf die Sphäre des Privat- und Familienlebens. Viele genießen die neuen Chancen eines smarten Heims, ohne differenzierend zu bedenken: „Die Chancen – und die Gefahren – sind groß.“¹ Frank Schirrmacher warnte in seinem Bestseller „Ego“, in dem neuen, digitalisierten Markt-Staat der Zukunft werde sich der Wert der Familie vergleichgültigen.² Wie nun? Werden die „Kulturpessimist*innen“ Recht behalten, zu denen übrigens auch eine Reihe von IT-Expert*innen³ zählen? Sollte man handeln, zumal es hier um kein „Naturgesetz“ geht?*

*Oder darf man die Unheilsprophet*innen einfach überhören?*

Jedenfalls zeigt der neue Kulturprotestantismus⁴ unserer Tage eine deutliche Neigung, die digitale Kulturrevolution zu begrüßen und sich ihr anzupassen. So beklagt der Hirnforscher Manfred Spitzer, Kirchen hätten sich zu Komplizen der digitalen Medien gewandelt: „Eigentlich hatte sich ja das Bild verfestigt, die Kirchen seien die letzten und zugleich ältesten Bastionen von Werten wie Frieden, Familie, Kinderfreundlichkeit und Gesundheit. Leider gilt dies nicht mehr! Die evangelische Kirche veranstaltet Symposien, zu denen nur Medienvertreter*innen von Lobbyisten eingeladen werden. Kein Wort der Kritik...“⁵ Tatsächlich hat die EKD in einer Erklärung ihrer 11. Synode verlautbart: „Als evangelische Kirche gestalten wir den digitalen Wandel mit und vertrauen auch in der digitalen Gesellschaft auf Gottes Begleitung.“ Eine etwas merkwürdige These – als käme Gottvertrauen einem Vertrauen in menschliche Technik-Hybris gleich!

In der NDR-Sendereihe extra 3 mit Christian Ehring haben lustige Familien-Szenen die Digitalisierung wiederholt auf die Schippe genommen – etliche Szene findet man auf Youtube⁶. Man könne ja jetzt die ganze Wohnung vom Sofa aus steuern, wird begeistert festgestellt – doch upps, warum ist denn der Kühlschrank heute voller Klopapier? Antwort: Er hält sich seit dem letzten Update für den Badezimmerschrank und bestellt nur noch Klopapier und WC-Reiniger! Wie ärgerlich auch, dass der Herzschrittmacher einschlägige Spam an die Kaffeemaschine versendet! Der smarte Fernseher schaut bekanntlich selbst den Zuschauern zu: Nun, so lautet die familiäre Folgerung aus dieser Erkenntnis, dann richten wir uns eben danach und

ziehen uns besser an! Schließlich zeigt sich, dass die Heizung kalt bleibt, weil die App noch nicht aktualisiert wurde. Das Smartphone meldet dem Vater, seine Herzfrequenz sei nachts normal gewesen – wollte er es so genau wissen, und war solche Selbstvermessung die Datenpreisgabe wert?⁷ Als er später einem Freund telefonisch von einem schönen Erlebnis erzählen will, unterbricht ihn dieser gleich mal: „Ja super, schreib mir das doch auf Whatsapp!“ Dank digitaler Revolution ist man jetzt immer erreichbar und hat nie mehr das Gefühl, etwas zu verpassen: So wird in einer Szene gespielt, wie ein Ehepartner den anderen bei der Nachtwache ablöst – gespannt darauf wartend, dass vielleicht doch einmal eine nächtliche Meldung eintrifft. Tatsächlich ruft schließlich der Chef persönlich an: Er wolle nur einmal überprüfen, ob man auch wirklich ständig erreichbar sei. In einer anderen Szene seufzt die Tochter: „Meine Eltern waren mal echt gut drauf. Aber jetzt hängen sie nur noch im Internet rum. ... Ich glaub, ich such mir jetzt neue Eltern!“ ▶

Solch humorige Szenen illustrieren: Man kann einigermaßen aufgeschmissen sein, wenn man sich auf smarte Technik verlässt und die digitale Wirklichkeit quasi für das einzig Wahre hält. Sie veranschaulichen zugleich, dass die menschliche Kommunikation mitunter Kapriolen schlägt oder ins Absurde abzugleiten droht, wo sich analoge und digitale Welten überkreuzen. Muss nicht, damit dergleichen Slapstick-Szenen in Zukunft ausgeschlossen sind, die Digitalisierung immer noch mehr Sicherheit bieten, also noch radikaler werden? Aber führt die Perfektion der Technik tatsächlich zu vollkommeneren Menschen und einem besseren Familienleben? Werden uns womöglich ständig beobachtende digitale Programme bald für moralische Big-Brother-Erziehungsmaßnahmen in Gesellschaft und Familie sorgen, wie das in China bereits geplant ist?⁸

Immerhin gelingt ja mit der neuesten Technik durchaus vieles. Im Tagesverlauf trägt der Zauber des smart home dank faszinierender digitaler Arrangements dazu bei, dass man fast schon meinen könnte, etwas vom wieder hergestellten Paradies zu erleben.⁹ Die Grundidee des in sich und nach außen vernetzten familiären Heims besteht darin, allerlei Geräte mittels Sensoren, Funk und passender Hardware aufeinander abzustimmen, um so immer noch mehr Komfort, Sicherheit, Freiheit¹⁰ und Energieeffizienz zu ermöglichen. Die Bequemlichkeit nimmt überhand – es geht fast schon zu wie im Schlaraffenland¹¹!

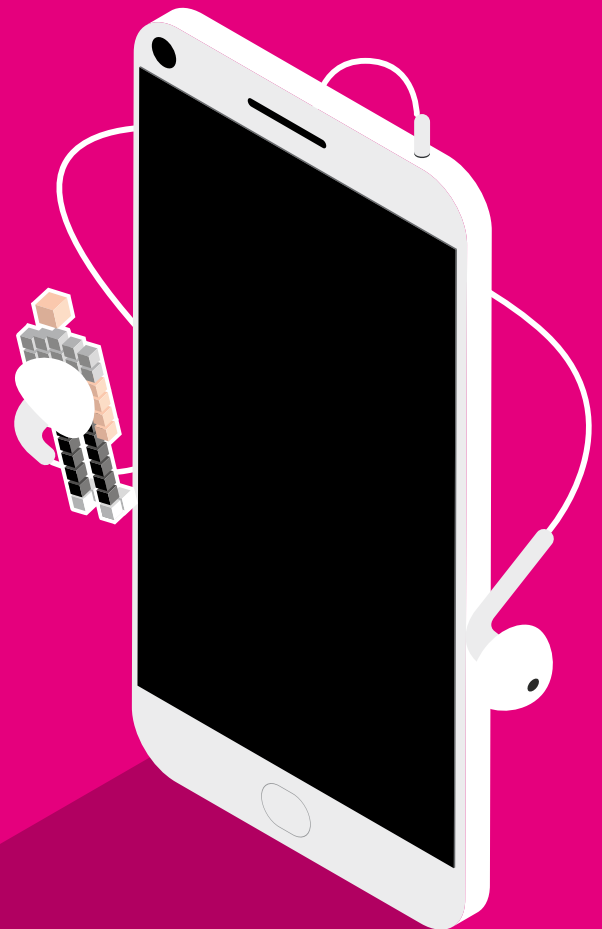
Indessen warnt Peter Leppelt: „Wir stehen kurz vor der Vernetzung aller, auch der unverdächtigsten Alltagsgegenstände, und niemand macht sich klar, was das für Konsequenzen haben kann.“¹² Der Journalist Götz Hamann stellt fest: „Nähmaschinen fordern heute Software-Updates, Bügeleisen haben einen Prozessor, Waschmaschinen ihre eigene App.“¹³ Er überlegt, man sollte am besten selber zum „Hacker“ werden, um sich im smarten Heim wenigstens für den Hausgebrauch noch einen Freiraum schaffen zu können: „Wer sich vor der digitalen Maschine retten will und nicht bloß Regeln folgen, die andere durch ihre Algorithmen setzen,

der muss sich die digitale Technik in einem Akt der Selbstermächtigung aneignen.“ Alles smart daheim? Hamanns Kollege Marcus Rohwetter spricht Klartext: „Ich will das gar nicht. Vor allem aber will ich nicht ständig von vernetzten Küchenmöbeln oder dem intelligent gewordenen Zeug in meiner Putzammer ange-mailt und zugetextet werden. ... Hausgerätetechnik bevorzuge ich es ruhig und dumm.“¹⁴

Aber hat man dann als digitaler Dummy weniger Zeit für die Familie als die digital natives in ihrem smart home? So meint eine Studie der internationalen Unternehmens- und Strategieberatung McKinsey & Company: „Digitale Technologien bieten Familien die große Chance, mehr Qualitätszeit zu gewinnen und diese besser zu nutzen.“¹⁵ Aber gab es nicht vielleicht das beste Familienleben gerade in jenen versunkenen Zeiten, als noch keine Fernsehprogramme, wie sie heute sogar in individualisierter Perfektion abrufbar sind, die häusliche Kommunikation gegen Null laufen ließen? Gerald Lembke, Professor für Digitale Medien, warnt in seinem Buch „Im digitalen Hamsterrad“ (2016), der Kollaps drohe, wenn das Internet of Things tatsächlich umgesetzt werde: Abschalten werde dann kaum mehr möglich sein, weil viele digitale Transaktionen ja ständig überwacht werden müssten.

Insgesamt versteht es sich also keineswegs von selbst, dass die digital errungenen neuen Bequemlichkeiten zu mehr Zeitinvestitionen in familiäres Miteinander führen. Vielmehr besteht die Gefahr, dass dieses Miteinander in ungezählte Fragmente von lauter virtuellen Einzelwelten zerbricht. Familienmitglieder drohen infolge der Digitalisierung der Dinge¹⁶ zu immer noch größeren Narzisst*innen zu werden. Flüchten nicht viele längst voreinander in sekundäre Cyber-Räume und -Identitäten? Und damit auch in immer neue Abhängigkeiten, die Menschen voneinander entfremden? Zeugen nicht schon Millionen Internet-Süchtige weltweit von den Gefahren einer radikalen Digitalisierung für Familien?

Gewiss sollen smarte Produkte das Leben erleichtern. Wenn aber wachsende Bequemlichkeit zum Wellness-Terror, zum Ersatz persönlicher Fürsorge durch Maschinen, ja zur „Ersatzreligion“ wird, kippt der Fortschrittsgedanke. Schon Zweijährige dürfen sich auf ihrem Klo ans direkt hieran gebaute iPad gewöhnen. Funkende Spielzeuge fürs heimatliche Nest stellt die Industrie her – mitunter ohne Respekt vor gebotenen Datenschutz¹⁷. Eine aktuelle Studie aus England zeigt: Verbringt ein Kind täglich mehr als drei Stunden vor einem Display, erhöht sich das Risiko drastisch, bereits in der Jugend an Typ-2-Diabetes zu erkranken¹⁸. Manfred Spitzer sieht auf dem Hintergrund zahlreicher Studien Gefahren für die digitalisierte Familie: „Es wird Zeit, dass wir digitalen Hype durch belastbare Fakten ersetzen, auch und gerade wenn es um nichts weiter geht als die Gesundheit und die Bildung der nächsten Generation. Wir dürfen nicht wegschauen und diese Entwicklung nicht einfach so weiterlaufen lassen. ▶



Denn damit liefern wir unsere nächste Generation den Profitinteressen von Firmen wie Apple, Google, Microsoft, Facebook und Amazon aus.“¹⁹ Erst kürzlich hat Marlene Mortler als Drogenbeauftragte der deutschen Bundesregierung davor gewarnt, Kinder im „digitalen Kosmos“ allein zu lassen, und betont: „Wir müssen die gesundheitlichen Risiken der Digitalisierung ernstnehmen.“²⁰

Und sind nicht gerade Kinder auch empfindlicher als Erwachsene gegenüber der Funkstrahlung²¹? Auf deren Problematik sei hier wenigstens kurz hingewiesen.²² Digitale Bequemlichkeiten und Vorteile verführen dazu, Funklösungen den Vorzug zu geben, ohne ihre Risiken zu bedenken. Dabei haben mittlerweile die Indizien und Erklärungsmodelle dafür zugenommen, dass die Strahlung von Mobil- und Kommunikationsfunk weit unterhalb der umstrittenen „Grenzwerte“ sehr wohl biologische Effekte zeitigen kann²³. Warum stellt man attraktiven Möglichkeiten der Entlastung nicht realistisch die Belastung durch vermehrte Strahlung im Alltag gegenüber? Und warum mutet man der Minderheit elektrosensibler Mitmenschen²⁴ ohne Empathie ihre Schmerzen einfach zu? Der namhafte französische Krebsforscher Dominique Belpomme betont: „Es geht nicht darum, jeglichen technischen Fortschritt rückgängig zu machen, aber Staat und Verbände müssen handeln. ... Derzeit leugnen die Politiker das Problem völlig. Gesundheitlich zahlen wir dafür einen hohen Preis... Wir müssen vor allem an unsere Kinder denken und uns bewusst werden, dass moderne Technologien zwar praktisch, aber auch gefährlich sind.“²⁵ Wie geht man im smarten Heim (und in den Schulen)²⁶ mit Konflikten hinsichtlich des Einsatzes funkender Geräte um? Was bedeuten am Ende noch Vorsorge und Fürsorge in der Familie?

Beides muss angesichts des mobil gewordenen Internets gerade auch zu Hause ernster genommen werden als bisher: Daten- und Strahlenschutz. Das Fatale ist, dass beides gern um der bestechenden Vorteile der Digitalisierung willen hintenangestellt wird – von Hersteller*innen- wie von Nutzer*innenseite! Wen wundert's dann aber, wenn Kopfweg und Schlafstörungen²⁷ in der digitalisierten Gesellschaft in erschreckendem Ausmaß zunehmen? Und wenn die Privatsphäre erodiert, die – laut Altbundespräsident Joachim Gauck – „unsere Vorfahren sich einst gegen den Staat erkämpften und die wir in totalitären Systemen gegen Gleichschaltung und Gesinnungsschnüffelei zu verteidigen suchten“²⁸? Ein Smart-home-Pionier warnte kürzlich: „Ich kann die Leute im Haushalt komplett überwachen.“²⁹ Das Hacker-Problem wird nach wie vor unterschätzt – selbst weltweite Cyberattacken wie im Mai 2017 ändern daran nicht viel. Wenigstens waren zuletzt kaum Familien in ihren Haushalten betroffen. Aber sie werden es sein, wenn es einmal Angriffe auf die zwangsdigitalisierte Infrastruktur der Strom- und Wasserversorgung³⁰ geben wird, wie sie niemand ganz ausschließen kann.

Kurz und gut: Die verbreitete Begeisterung für die digitale Revolution muss insgesamt dringend einer Ernüchterung Platz machen. Besinnung ist angesagt – gerade im Interesse von Familie! ●

Prof. Dr. Werner Thiede

Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern,
apl. Professor für Systematische Theologie an der
Universität Erlangen-Nürnberg und Publizist

- ¹ Thomas Schulz: Zuckerbergs Zweifel, in: Der Spiegel 14/2017, 12-21, hier 21.
- ² Vgl. Frank Schirrmacher: EGO. Das Spiel des Lebens, München 2013, 185.
- ³ Z.B. Evgeny Morozov: Smarte neue Welt, München 2013; Jaron Lanier: Wem gehört die Zukunft? Hamburg 2014; Yvonne Hofstetter: Das Ende der Demokratie, München 2016.
- ⁴ Vgl. Werner Thiede: Evangelische Kirche – Schiff ohne Kompass? Impulse für eine neue Kursbestimmung, Darmstadt 2017, 33ff.
- ⁵ Manfred Spitzer: Digitale Demenz, München 2012, 290.
- ⁶ Siehe z.B. <https://www.youtube.com/watch?v=yZn0r4ik0fI> (Zugriff 20.5.2017).
- ⁷ Vgl. Stefan Selke (Hg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel, Wiesbaden 2016.
- ⁸ Vgl. Kai Strittmatter: Buch zwei: Schuld und Sühne, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 116 (20.5.2017), 11-13.
- ⁹ Vgl. Wolfgang Bergmann: Abschied vom Gewissen. Die Seele in der digitalen Welt, Asendorf 2000, 132.
- ¹⁰ Vgl. Werner Thiede: Die digitalisierte Freiheit. Morgenröte einer technokratischen Ersatzreligion, Berlin 2014².
- ¹¹ Vgl. Werner Thiede: Digitaler Turmbau zu Babel. Der Technikwahn und seine Folgen, München 2015, 25f.
- ¹² Peter Leppelt: Der supersüße Spion im Wohnzimmer, in: F.A.Z. Nr. 175 (30.7.2012), 23.
- ¹³ Götz Hamann: Wir sind so frei, in: DIE ZEIT Nr. 36/2012, 25.
- ¹⁴ Marcus Rohwetter: „Smart Home“, in: DIE ZEIT Nr. 38/2012, 27.
- ¹⁵ McKinsey & Company: Digitalisierung in deutschen Haushalten, Düsseldorf 2016, 33.
- ¹⁶ Vgl. Philip N. Howard: Finale Vernetzung, Köln 2016, bes. 257ff.
- ¹⁷ Was das Beispiel der Cayla-Puppen lehrt, entnehme man <http://www.sueddeutsche.de/digital/ueberwachung-im-kinderzimmer-netzagentur-ruft-eltern-auf-puppe-cayla-zu-zerstoeren-1.3383009> (Zugriff 17.2.2017).
- ¹⁸ „Der wichtigste Rat an die Eltern ist, selbst auf Handy und Co zu verzichten und ein aktives Leben vorzuleben“, so der ernährungsmedizinische Wissenschaftler Sven-David Müller (<http://www.pressetext.com/news/20170315001> - Zugriff 17.3.2017).
- ¹⁹ <https://www.diagnose-funk.org/publikationen/artikel/detail?newsid=1192> (Zugriff 24.5.2017).
- ²⁰ Laut der Blick-Studie des Bundesgesundheitsministeriums nutzen 70 Prozent der Kinder im Kita-Alter das Smartphone ihrer Eltern täglich über eine halbe Stunde: „Die Folge sind Sprachentwicklungs- und Konzentrationsstörungen, körperliche Hyperaktivität, innere Unruhe bis hin zu aggressivem Verhalten. Auch Säuglinge leiden unter Essens- und Einschlafstörungen, wenn die Mutter, während sie das Kind betreut, auch digitale Medien nutzt“ (ZDF-Text vom 29.5.2017).
- ²¹ Vgl. z.B. Heike-Solweig Bleuel u.a.: Die Gefährdung und Schädigung von Kindern durch Mobilfunk, St. Ingbert 2008; Mobile Wise (Hg.): Gesundheitsgefahren durch Mobilfunk: Warum wir zum Schutz der Kinder tätig werden müssen, St. Ingbert 2012.
- ²² Ausführlicher mein Buch „Mythos Mobilfunk. Kritik der strahlenden Vernunft“ (München 2012).
- ²³ Vgl. Wilfried Kühling/Peter Germann: Gesundheitliche Effekte durch hoch- und niederfrequente Felder. Teil 1: Hochfrequente Felder (Mobilfunk), in: Internistische Praxis 3/2016, 593-603.
- ²⁴ Siehe „Leitlinie 2016 zur Prävention, Diagnostik und Therapie EMF-bedingter Beschwerden und Krankheiten“ der European Academy for Environmental Medicine e.V., Hermeskeil 2016; Thiede: Mobilfunk, a.a.O. 186ff.
- ²⁵ Dominique Belpomme auf <http://www.arte.tv/magazine/futuremag/de/gegen-den-strom-gesprach-mit-dominique-belpomme-futuremag> (Zugriff 7.2.2016)
- ²⁶ Dazu mein Aufsatz „In Strahlgewittern“, in: zeitzeichen 6/2017, 17-19.
- ²⁷ Vgl. <http://www.bund-verlag.de/blog/betriebsrat/80-prozent-der-beschaeftigten-schlafen-schlecht/> (Zugriff 1.6.2017).
- ²⁸ <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/gauck-rede-zum-tag-der-einheit-datenschutz-muss-so-wichtig-werden-wie-umweltschutz-12602021.html> (Zugriff 18.6.2014).
- ²⁹ Siehe <https://www.heise.de/newsticker/meldung/Smart-Home-Pionier-Ich-kann-die-Leute-im-Haushalt-komplett-ueberwachen-3274071.html> - Zugriff 20.3.2017.
- ³⁰ Vgl. Werner Thiede: Akzeptanzzwang zu funkbasierten Messsystemen? Ein No-Go für Freiheitsliebende, Gesundheitsbewusste und Elektrosensible, in: Umwelt – Medizin – Gesellschaft 2/2017, 33-41.

Soziale Ungleichheit von Ernst-Ulrich Huster

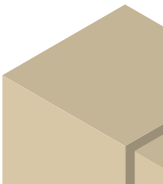
Die Einführung neuer Medien stellte immer einen Fortschritt dar. Zugleich wurden Menschen von ihrer Nutzung ausgegrenzt. Mit der Schriftsprache konnten Informationen, Literatur etc. festgehalten werden – allerdings nur für die, die schreiben und lesen, sowie die, die sich das notwendige Schreibgerät besorgen konnten. Die Buchdruckkunst verbilligte die Verbreitung von Schriftgut – allerdings wieder nur für die Bevölkerungskreise, die der Schriftsprache mächtig waren und die den Buchpreis aufbringen konnten. Dieses lässt sich bis zur Digitalisierung von Medien fortsetzen. **Stets kommen zwei Zugangsbarrieren zusammen: der Erwerb neuer Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie die dazugehörige Mittelausstattung.**

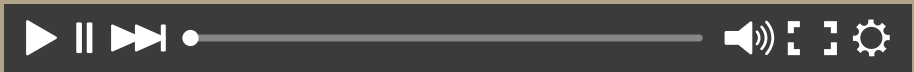
Die Versprechen, digitale Medien leisteten einen Beitrag zu einer besseren Verbreitung von Bildungsgütern, erleichterten Kontakte zwischen Personen, erweiterten die Kommunikationsmöglichkeiten und böten willkommene Freizeitaktivitäten sind richtig, wie zu einfach. Betrachtet man aktuelle Untersuchungen, so sind die digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien fast in allen Altersgruppen und sozialen Schichten präsent. Selbst ältere Menschen sind oftmals online, und bei den Kleinen fängt es schon

im Kindergartenalter an. Allerdings ist der Noch-nicht-Besitz etwa eines Smartphones bereits häufig Grund zur Stigmatisierung eines Kindes oder Jugendlichen. Der Druck des Dazugehören-Wollens führt dazu, dass gerade Jugendliche und junge Erwachsene Zahlungsrückstände bei Telekommunikationsunternehmen, Onlinehändlern, Versandhäusern und Internet-Serviceanbietern haben; dies sind heute häufig die Hauptgründe für deren Ver- und Überschuldung.

Auch wenn der Besitz von Computern, Tablets und Smartphones heute mehr oder weniger zur Grundausstattung in Haushalten und bei deren einzelnen Mitgliedern gehört, ist ihre Nutzung in hohem Maße sozial vorgeprägt. Das Netz bietet ständige Aktivitäten an. Es bewegt sich immer etwas, es gibt neue Infos, man ist in verschiedene Netzwerke eingebunden. Die Aktivitäten im Netz können in sehr unterschiedlichem Grad Eigenaktivität erfordern oder befördern. **Insofern bietet das Netz vielfältige Teilhabechancen für alle Altersgruppen, Schichten und Milieus, diese werden aber tatsächlich nicht von allen in gleicher Weise genutzt.**

Die Unterschiede beginnen bei den ungleichen finanziellen Möglichkeiten der Familien und ihrer einzelnen Mitglieder: Der Zugang zum Internet setzt die Finanzierung von ►





Anschlussgebühren voraus – und zwar monatlich. Dieses gilt für alle Geräte – vom festinstallierten Computer bis zu allen flexibel einzusetzenden Geräten. Hinzu kommen Kosten für als notwendig erachtete Neuerungen im Gerätebestand, mitunter auch bedingt durch sozialen Anpassungsdruck. Eine alte „Mühle“ ist sonst Gegenstand von Hänseleien in der Gruppe der Gleichaltrigen. Mögen dieses Ältere hinnehmen, ggf. sogar mit einem gewissen Unterton, sich gegen soziale Zwänge standhaft zur Wehr zu setzen, ist dieses bei Kindern und Jugendlichen meist anders. Man ist „in“ oder „out“, dieses zeigt sich an vielen Dingen, an Kleidung, Schultasche, Freizeitaktivitäten – aber eben auch an der Ausstattung mit der neuesten digitalen Technik, der Mitgliedschaft in neuen sozialen Netzwerken und in der Originalität der dort geübten Beteiligung.

Kommen wir nun zur Nutzung der digitalen Kommunikationstechnologien. Es gibt hinlänglich viele Untersuchungen, die zeigen: **Die Nutzung ist vom Bildungsstand der Eltern und der selbst besuchten Schulform abhängig.** Längst nicht allen Familien gelingt es, aus der Informationsvielfalt, die die digitale Welt bietet, etwas herauszuziehen und zu gewinnen, das die Entwicklung der Familienmitglieder im Sinne einer Persönlichkeitsförderung, zur Stärkung von Teilhabe und zur Herstellung von Berufsfähigkeit fördert. Es geht also um Medienpädagogik, die dem sozialen Ausschluss von Menschen aus den Informations- und Kommunikationstechnologien entgegenwirkt – im familiären Alltag, in den Kindertagesstätten, in der

Grundschule etc.. Medienpädagogik war immer notwendig, sie wird nun mit einem Medium konfrontiert, das kaum noch Grenzen in Inhalt, Präsentation und auch Negativität kennt. Erst recht angesichts portabler und flexibler Mediennutzung hilft kein Wegsperrern wie früher beim Fernsehen, auch kein Wegnehmen – spätestens beim Kumpel, bei der Freundin ist der Zugang wieder möglich. Und genau hier spielen dann Bildungsstand und Mediennutzung der Eltern, Freunde, der sozialen Umwelt eine besonders große Rolle. So kommt es an dieser Stelle zu sozialen Unterschieden, verstärken sich soziale Ungleichheiten.

Das Internet bietet breite Informationen, vom aktuellen politischen Geschehen, über sportliche Ereignisse bis hin zu praktischen Tipps: Wie näht man einen Hosenknopf an, wie bindet man eine Krawatte. Verschiedene Wikis versuchen dieses Wissen zu bündeln, wobei allerdings enorme Qualitätsunterschiede festzustellen sind. In dieser Informationsflut bedarf es der Auswahl, man muss wissen, wer dahinter steckt, und ob das, was heute berichtet wird, morgen noch gültig ist. Daran gekoppelt ist eine besondere Gefahr: Man kapituliert vor der Vielfalt, verzichtet etwa ganz auf eine Beschäftigung damit oder nimmt eine beliebige Information als die „Wahrheit“. Als Ausweg bietet sich nur an, dass Erziehungsberechtigte und andere Sozialisationsinstanzen selbst eine Auswahl anbieten und an ihnen exemplarisch neue Formen des Wissenserwerbs praktisch anwenden.

„Das weltweite Internet bietet alle Voraussetzungen, um die in den ersten zehn Artikeln unserer Verfassung verankerten Grundrechte aller Bürger*innen in diesem Land auszuhöhlen.“

Joachim Gauck

Umso leichter fällt es Jugendlichen, dort einzutauchen, wo es einfach nur farbig und bewegungsmäßig „rundgeht“ – bei Computerspielen, Movies, Audios, Karikaturen. Dieses geht von einfachen Blödel-Spielen bis hin zu problematischen Gewaltszenen, je nach Geschlecht und Alter ausdifferenziert. Zwar ist diese Art der Freizeitbeschäftigung bei Kindern und Jugendlichen aller Bildungsgrade anzutreffen, doch zeigt sich in der Tendenz eine eher geringere Nutzung durch Besucher*innen von Gymnasien, als durch solche von Hauptschulen. **Hinzu kommt, dass zwar alle Jugendlichen irgendwie in diesen Konsum einsteigen, aber eben doch mit dem Bildungsgrad alternative Freizeitaktivitäten wie Sport und/oder schulische Zusatzangebote wie z.B. Laienspielgruppen an Bedeutung gewinnen.** Indem nun die konsumtive Seite bei Kindern bzw. Jugendlichen aus bildungsferneren sozialen Schichten und bei Besucher*innen der Hauptschule ein deutlich größeres Gewicht hat als bei Kindern bzw. Jugendlichen aus bildungsbürgerlichen Kreisen bzw. mit Gymnasialbesuch, verstärkt sich schon auf dieser Ebene die soziale Ungleichheit. Stärkere **Konsumorientierung** gegenüber einer stärkeren **Bildungsorientierung** hat Auswirkungen auf die schulischen Leistungen und damit auch auf den Eintritt in die berufliche Ausbildung.

Und damit kommt ein zweiter Gesichtspunkt zum Tragen, nämlich was man selbst ins Netz stellt. Der Anspruch Sozialer Netzwerke, gleiche Zugangsvoraussetzungen für alle zur sozialen Kommunikation zu schaffen, wird zu keinem Zeitpunkt eingelöst. Das Aufbrechen von Intimität ►

ist gleichsam der Schlüssel zum Wahrgenommenwerden in diesen Netzwerken. Es besteht ein Wettbewerb um Originalität und Spontaneität. Und dieses in mehrfacher Weise: So werden persönliche Informationen preisgegeben, die im Grunde genommen niemanden etwas angehen. Alltägliches Erleben wird der wie auch immer interessierten Öffentlichkeit, am besten mit Bild, mitgeteilt. Es werden Ereignisse preisgegeben, die witzig sein sollen, aber eigentlich nur peinlich sind. **Die Sozialen Netzwerke geben eine gleichberechtigte Teilnahme vor, doch in Wirklichkeit schafft sich in ihnen ein selektiver Umgang mit persönlichen Daten und Informationen Raum.** Kinder und Jugendliche machen sozial geschichtet von diesen Möglichkeiten Gebrauch – teils auf Anraten von Eltern und Freunden zurückhaltend, teils in Erwartung auf soziale Aufmerksamkeit exzessiv. Die Folgen sind unabsehbar: Das Netz vergisst nichts, also auch nicht die peinlichste Entgleisung. Personalchef*innen schauen inzwischen häufig im Netz nach, ob und was jugendliche Bewerber*innen um einen Ausbildungs- und/oder Arbeitsplatz im Netz hinterlassen haben.

Diese Sucht nach Öffentlichkeit auch des Privatesten macht leider im Netz nicht vor anderen Personen halt. Das Netz wird auch zum Ort, wo kränkende und auch strafrechtlich relevante Beleidigungen eingestellt werden. Soziale Plattformen leisten hierzu selbst Beiträge, indem sie anonyme Bewertungen von Lehrerinnen und Lehrern zulassen. Zugleich werden Mitschüler*innen

gemobbt, z. T. werden selbst gedrehte Gewaltszenen ins Netz gestellt. Diese mitunter für die gefilmten bzw. bewerteten Personen ehrwürdigen, sie in ihren Persönlichkeitsrechten tief verletzenden Aktivitäten können für deren Urheber*innen zugleich (jugend-)strafrechtliche Folgen haben.

Diese aufgeführten Beobachtungen sind nun nicht einfach der sozialen Teilung in Arm und Reich zuzuordnen. Allerdings zeigen sich klare Trennungslinien dort, wo es um den Erwerb von Medienkompetenz geht. Neugieriges Herumsuchen im Netz, die Beteiligung an Computerspielen, Eintauchen in Soziale Netzwerke sind noch nicht Ausdruck sozialer Ausgrenzung oder eines nicht Stoff gebundenen Suchtverhaltens. Es geht hier, wie bei anderen Entwicklungsstadien im Prozess des Erwachsenwerdens, um ein Sich-Ausprobieren, das Einüben in neue Techniken und Medien, es geht um das Zusammenbringen von Möglichkeiten mit im Sozialisationsprozess angebotenen bzw. angeeigneten Werten und Normen. Hier spielt das soziale Umfeld eine wichtige Rolle, neben traditionellen Familienstrukturen auch neue soziale Formen des Zusammenlebens und die Vielzahl von Sozialisationsinstanzen.

Doch dabei kann nicht übersehen werden, dass dort, wo derartige erzieherische Strukturen nicht oder nur randmäßig vorhanden sind, bereits durch

das soziale Umfeld mitbestimmte Benachteiligungen noch verstärkt werden. **Der bloß konsumtive bzw. aktionistische Umgang mit neuen Medien befördert keine kreativen Fähigkeiten, Selbständigkeit und eigene Urteilsfindung.** Dieses wird dort zum Nachteil, wo diese Fähigkeiten gefordert sind, nämlich im schulischen Alltag, bei der Suche nach einer Position im Ausbildungsbereich und später im Beruf. Nicht das einmalige oder vorübergehende Abrutschen in bestimmte konsumtive, in auch ethisch eher problematische Bereiche im Netz ist es, das an sich diesen Ausgliederungsprozess bewirkt, sondern das dortige Verharren, das Unterbleiben eines Übergangs in den informativen Wissensbereich und in die verschiedenen Ebenen des kulturellen Lebens. Die Eltern und das pädagogische Personal in Kindertagesstätten, Schulen und Jugendarbeit haben hier eine Vorbildfunktion, wie im gesamten Bildungsprozess. ■



Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster

Politikwissenschaftler, Armuts- und Reichtumsforscher

Weiterführende Literatur:

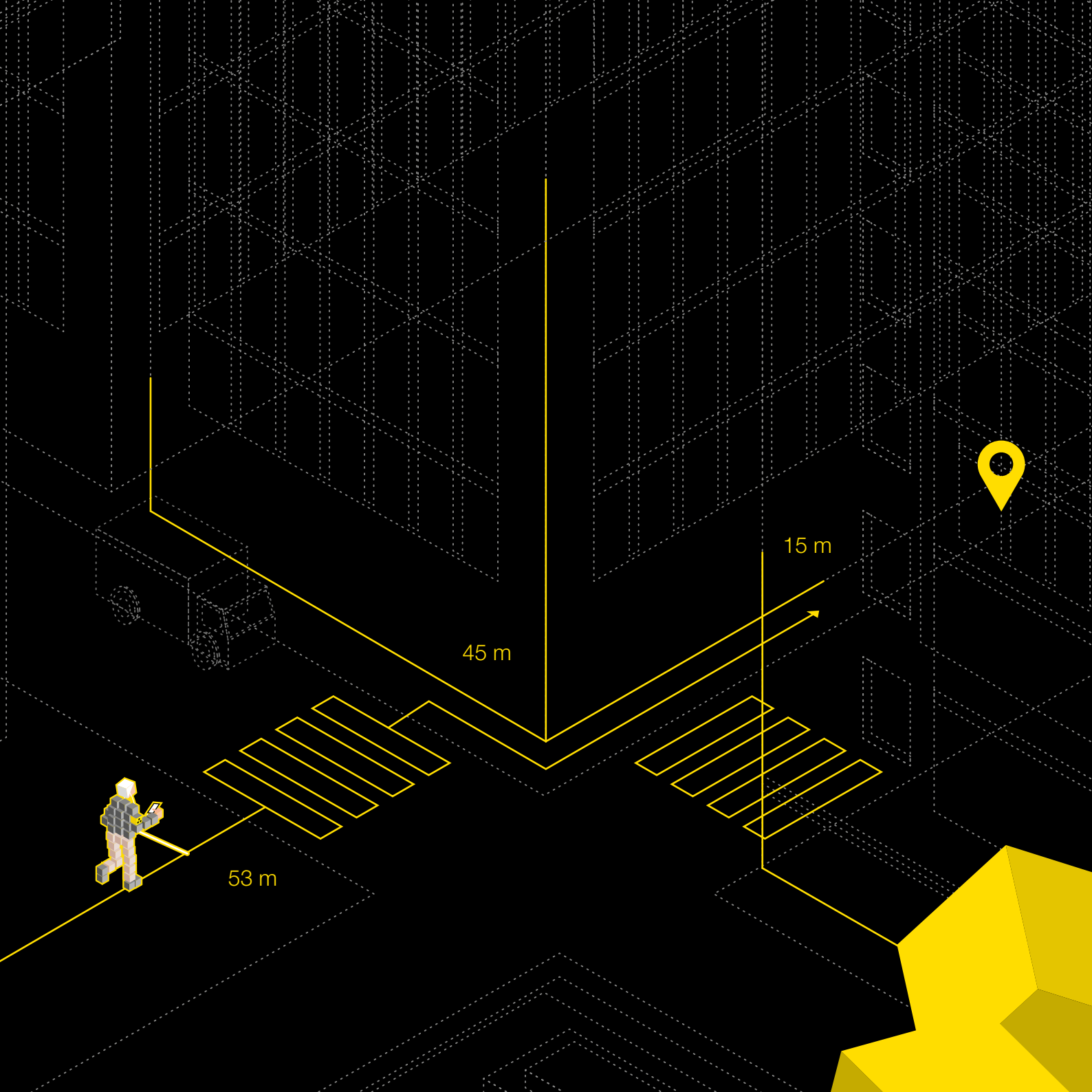
Anja Besand und Wolfgang Sander (Hrsg.) (2010): Handbuch Medien in der politischen Bildung, Kronberg i.Ts.

Kai Dröge (2010): Zwischen den Welten – soziale Ungleichheit in und aus dem Netz, http://www.romanticentrepreneur.net/doc/KaiDroege_ZwischenDenWelten_2010.pdf (Abruf 8.12.2016)

Ursula Henke, Ernst-Ulrich Huster und Hildegard Mogge-Grotjahn: E- exclusion oder E-inclusion?, In Ernst-Ulrich Huster, Jürgen Boeckh und Hildegard Mogge-Grotjahn (Hrsg.) (2012): Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung, 2. Auflage, Wiesbaden, S. 548 – 566

JIM 2016: Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland, Hrsg.. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs), Stuttgart, https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2016/JIM_Studie_2016.pdf (Abruf 8.12.2016) - erscheint jährlich

Wolfgang Koch und Beate Frees (2016): Dynamische Entwicklung bei mobiler Internetnutzung sowie Audios und Videos, Ergebnisse der ARD/FDF-Onlinestudie 2016, in: Media Perspektiven 9/2016, http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/fileadmin/Onlinestudie_2016/0916_Koch_Frees.pdf (Abruf 8.12.2016)



Inklusion

von Kathrin Wüst

Inklusion und Digitalisierung sind feste Bestandteile der Gesellschaft, in der ich lebe. Beide verbinden einige Gemeinsamkeiten. **Inklusion und Digitalisierung führen zu einer Horizonterweiterung, zu besserem Verstehen und mehr Miteinander.** Sie ermöglichen jeweils Einblicke und Sichtweisen, die über den eigenen Lebenskontext hinausgehen. Durch Inklusion und Digitalisierung wird die Welt größer.

Unter Inklusion verstehe ich die „Kunst des Zusammenlebens sehr Verschiedener“. Dabei sind viele Verschiedenheiten im Blick: Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, mit verschiedenen kulturellen Prägungen, verschiedenen Religionen und Weltanschauungen, unterschiedlichen Bildungsvoraussetzungen, wirtschaftlichen Ressourcen, Sprachkompetenzen, verschiedenen Geschlechtern, Geschlechtsrollen und sexuellen Orientierungen sowie in unterschiedlichen Lebensformen – und Menschen mit und ohne Behinderung. **Inklusion meint das Glück, verschieden zu sein. Sie geht davon aus, dass jede und jeder etwas beizutragen hat.** Sie ist ein Schatz. Wo viele Verschiedene zusammen kommen, wird das Leben für alle reicher. „Reicher“ schließt auch Herausforderungen im Miteinander ein. An diesen gemeinsam zu arbeiten und an ihnen zu wachsen, ist die große Chance, die uns die Inklusion anbietet.

Der Begriff Inklusion beschreibt einen „gesellschaftlichen Entwicklungsprozess, an dessen Ziel die volle, selbstbestimmte und gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen [...] in einer in

„Zuerst ignorieren sie dich, dann lachen sie über dich, dann bekämpfen sie dich, dann gewinnst du.“

Mahatma Gandhi

jeder Hinsicht barrierefreien, offenen und demokratischen Gesellschaft [...]“ steht.¹ Zu diesen Zielen kann die Digitalisierung einen wichtigen Beitrag leisten. Inklusion und Digitalisierung sind ein Gewinn für die Gesellschaft und mich persönlich, wenn sie im richtigen Maß an dem Ziel einer gerechten und friedlichen Gesellschaft zusammenarbeiten.

Inklusion und Digitalisierung sind feste Bestandteile meines Lebens. Als Kind meiner Zeit stehen mir einige digitale Möglichkeiten zur Verfügung und als Pfarrerin für Behindertenarbeit und Inklusive Erwachsenenbildung gehört Inklusion zu meinem Alltag. Viele verschiedene Menschen lerne ich im Kontext meiner Arbeit kennen. Sie unterscheiden sich in Alter, Geschlecht, Weltanschauungen und Religionen, sexueller Orientierung, Hobbies, Berufen, Lebenssituationen und Lebenserfahrungen, mit einer unterschiedlichen Sicht auf die Dinge und verschiedenen Strategien, den Alltag zu meistern. Spannend wird es, wenn möglichst viele unterschiedliche Menschen zusammen kommen. Das Gemeinsame, das in der Begegnung entsteht, ist für mich stets besonders. ►

Eine „geheime Keimzelle für Inklusion“ nenne ich deshalb den offenen Handarbeitstreff, der seit Kurzem jeden Dienstagnachmittag in der Siegburger Innenstadt stattfindet. Organisiert wird er von der Evangelischen Erwachsenenbildung und der Freiwilligenagentur der Diakonie. Es kommen Frauen – und ein Mann –, die im Alter zwischen Mitte zwanzig und achtzig sind, die sehr gerne handarbeiten, die alleine leben und Anschluss suchen und die eine Freizeitbeschäftigung suchen, die nichts kostet. Sie kommen direkt von der Arbeit im Geschäft und aus der Werkstatt; sie gehen gegen sechs, weil dann der Pflegedienst mit den Tabletten nach Hause kommt. Sie kommen mit ihren Kindern aus der Flüchtlingsunterkunft nebenan und wollen schnell ein schickes Kleid zum Tanzen nähen. Fünf Stunden Inklusion ganz analog. Eine digitale Alternative kann ich mir nicht vorstellen.

Bei dem Projekt „Wir-Wollen-Vielfalt.de“ arbeiten analoge und digitale Welt eng zusammen. 2012 haben drei Vertreter*innen evangelischer Institutionen das Bündnis für Inklusion „wir-wollen-vielfalt.de – Aktionen zum Mitmachen“ gegründet.² Seitdem erfinden sie Mitmach-Aktionen, die in ihrer Entstehung bereits zum Miteinander einladen. So riefen sie für den Kirchentag 2013 dazu auf, 10 km Stricklieselschnur zu schicken, um daraus 10 000 Anstecker für die Vielfalt auf dem Kirchentag in Hamburg zu verteilen. Oder „1000 Häkelquadrate für ein Zelt, das Begegnung schafft“. Die Resonanz war jeweils überwältigend. In Altersheimen und Kindergärten, alleine zu Hause, in Schulklassen und Handarbeitstreffs der Gemeinden wurde gestricklieselt, um sich an der Aktion zu beteiligen. Geworben wurde über Flyer und in Gemeindebriefen,

über die Website und Facebook. So wurde die Aktion auch Menschen in Südafrika und Italien bekannt.

Das Gefühl, ein kleiner Teil eines großen Ganzen zu sein, begeisterte. Es sind kleine Schritte, die jede und jeder machen kann und die zusammen einen großen sichtbaren Erfolg liefern, wie z. B. die drei gehäkelten Tipis jeweils mit einem Durchmesser von 3,80 m und einer Höhe von 4,80 m. Hinter den Aktionen stehen Grundgedanken der Inklusion, wie z. B. die gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen, die Aufteilung in Behinderte und Nichtbehinderte zu überwinden und das Glück, verschieden zu sein.³ Dass es ein Glück ist, verschieden zu sein, leuchtet jedem und jeder ein, die und der vor einem der Zelte mit den bunten Häkelquadraten steht. „Ach, es geht darum, dass jeder so kann, wie er eben ist.“, meinte meine Nachbarin, die bei der Bundeswehr arbeitet. So ist es. Das ergibt eine bunte Vielfalt, die im Zusammenspiel eine große Freude ist.

Den digitalen Möglichkeiten verdanken wir den Erfolg dieses Projektes ebenso wie den analogen Menschen, die sich beteiligt haben. Entgrenzt von Zeit und Raum und direktem persönlichen Kontakt lässt sich zu solchen Aktionen aufrufen, die Idee verbreiten und zum Mitmachen begeistern. Die einzelnen Schritte und das Ergebnis können für eine breite Öffentlichkeit sichtbar gemacht werden. Und es braucht die Analogen, die die Wolle in die Hand nehmen.

Aber nicht nur durch die digitale Vernetzung können Menschen sich näher kommen. ***In vielen Bereichen haben digitale Errungenschaften Menschen Erleichterung und Vereinfachung im Alltag gebracht. Für viele ermöglicht sie mehr gleichberechtigte und barrierefreie Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.*** Die wheelmap.org, ein Projekt von Sozialhelden e.V., zeigt mittlerweile europaweit öffentliche Plätze, Cafés und Kneipen, die barrierefrei zu erreichen sind. Über die Grace-App besteht die Möglichkeit, über Bilder zu kommunizieren und seinen Gefühlszustand auszudrücken. Entwickelt wurde die App von einer Mutter eines autistischen Kindes, das sich über Bilder gut ausdrücken kann. Der verbavoiceserver.de ist ein Text-Dolmetsch-System, das Gesagtes in Text umwandelt und so Gehörlosen oder schwerhörigen Menschen das Verstehen vereinfacht und ermöglicht.

Ariadnegps.eu hilft Menschen mit einer Sehbehinderung sich zu orientieren. Die App gibt über GPS oder das Handysignal an, wo sich jemand befindet, wie die Straßen und Gebäude heißen. Von Bastian Hauck lese ich, dass er die Welt umsegelt hat, weil er mit dem medizinischen GCM System verbunden war und so trotz Diabetes 1 sicher unterwegs sein konnte. Für ihn bedeutet Digitalisierung „seinen Traum von Freiheit zu leben“. ⁴ Übersetzungs-Apps haben in der Begegnung und Hilfe von Menschen, die geflüchtet sind, enorme Dienste geleistet. Sie waren oft die einzige Möglichkeit sich zu verständigen.

Wiederum hilft die digitalisierte Welt über Ländergrenzen hinweg, Kontakt zu Familie und Freund*innen in aller Welt zu halten. Die Welt wird dadurch kleiner, Grenzen überbrückbar. Menschen halten Kontakt und finden neu zusammen.

Im Bereich der Erwachsenenbildung stehen wir mit e-learning Angeboten noch am Anfang. Die technischen Möglichkeiten von Online-Kursen haben einige Vorteile zu bieten, z. B. können Menschen, die in der Mobilität eingeschränkt sind, von zu Hause teilnehmen und das Lerntempo kann individuell angepasst werden. Gleichzeitig findet das Zusammen-Lernen, das gerade durch die persönliche Begegnung entsteht, nicht so statt, wie in einem Kurs, den ich als Gruppe gemeinsam an einem Ort erlebe. Was auf der einen Seite Inklusion ermöglicht, steht ihr auf der anderen Seite im Wege.

Zu einer klaren Verhinderung von Inklusion durch Digitalisierung kommt es heute schon in einigen Bereichen des Arbeitsmarktes; nämlich da, wo sie Menschen ersetzt.

In vielen Arbeitsbereichen übernehmen Computer Aufgaben, die zuvor Menschen wahrgenommen haben. Die Anforderungen an den Menschen steigen, da er immer mehr oder anspruchsvollere Aufgaben übernehmen muss und dabei oft die „einfachen“ analogen Tätigkeiten von Maschinen bzw. Robotern übernommen werden. Digitalisierung wird hier zum Gegenspieler von Inklusion, denn sie verhindert gleichberechtigte Teilhabe am Leben der Gesellschaft. ►

Auch bei dem Zukunftskongress von Aktion Mensch „Inklusion 2025“ wurde die Frage kritisch diskutiert, ob bei aller Euphorie der jetzigen und künftigen technologischen Möglichkeiten für Menschen mit Behinderung Technik die Lösung für alles ist, oder „damit schleichend und unbemerkt eine Verlagerung der Verantwortung für Inklusion stattfindet, weg von der Gemeinschaft, hin zum Einzelnen und seiner Ausstattung mit den aktuellen Gadgets? Wird Inklusion durch die Möglichkeiten der Technik umfassend in der Gesellschaft verankert, oder wird die Grenze zwischen den Inkludierten und den Exkludierten nur ein Stück weiter verschoben?“⁵

Digitalisierung und Inklusion gehören zusammen. Digitalisierung ist aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken. Inklusion auch nicht. Dank der Digitalisierung ist die Welt für die meisten von uns groß geworden. Sie bringt uns in jeden Winkel der Erde und lässt uns mit ihm kommunizieren, wenn wir wollen. Digitale Möglichkeiten eröffnen mir auch den Weg, mehr Menschen vor Ort kennen zu lernen und mit ihnen in Kontakt zu kommen.

Digitalisierung kann einen wichtigen Inklusionsbeitrag leisten. Sie kann Menschen unterstützen, den Weg zueinander zu finden, sich zu verständigen und sich auszutauschen über Interessen, Bedürfnisse und Wünsche.

Digitale Möglichkeiten sind hilfreich und ein Gewinn, wo sie Menschen in echten Kontakt bringen und Teilhabe ermöglichen. Wenn uns Digitalisierung dabei hilft, mit ihren zahlreichen raffinierten Apps und Funktionen, dann sind wir auf dem richtigen Weg. Inklusion und Digitalisierung gehören zusammen – die eine ist das Ziel und die andere ein Mittel dazu. Zusammen sind sie stark. 🍷



Kathrin Wüst

ev. Pfarrerin für Behindertenarbeit und Inklusive
Erwachsenenbildung im Kirchenkreis an Sieg und Rhein

¹ EKD (Hg.), Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), hg. v. Kirchenamt der EKD, Gütersloh 2014, S. 27.

² www.wir-wollen-vielfalt.de

³ EKIR (Hg.), Da kann ja jede(r) kommen. Inklusion und kirchliche Praxis, Orientierungshilfe der Evangelischen Kirche im Rheinland, hg. v. Abteilung IV Bildung des Landeskirchenamtes und Pädagogisch-Theologisches Institut, Düsseldorf/Bonn 2013, S.10ff.

⁴ www.bundesregierung.de/Content/Infomaterial/BPA/Bestellservice/Digitale_Agenda_06-05-2015.pdf?__blob=publicationFile&v=7, Unsere Digitale Agenda für Deutschland, April 2015, S. 27

⁵ www.aktion-mensch.de/zukunftskongress/kongress/themen/technologieentwicklung.php, 29.12.2016

Landespolitische Forderungen

„Wer bestimmt hier? – Etwas, zum Beispiel ein Panzer oder ein Flugzeug, wird “seiner Bestimmung” übergeben. Welcher “Bestimmung”? “Seiner”.
Schlau gesagt! Man verlagert das Kommando ins Objekt.“

Rainer Kohlmayer, Professor für Interkulturelle Germanistik

Die Digitalisierung ist für viele Menschen ein Segen. Sie schafft neue Zugänge zu Bildung und gesellschaftlicher Teilhabe und sie unterstützt in vielen Familien eine bessere Vereinbarkeit von Fürsorge- und Erwerbstätigkeit. Digitalisierung wird aber zugleich von vielen Menschen als ambivalent erlebt: so bereichert und gefährdet sie das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen, forciert extreme Individualisierungsprozesse und ermöglicht menschenverachtende Kommunikation (Hate-Speech, Shitstorms, Mobbing).

Da die technologische Revolution der Digitalisierung soziale Strukturen in Familie, Schule und Arbeitswelt angreift und herausfordert, ist neben den Familien, den Institutionen des Erziehungs- und Bildungssystems und der Zivilgesellschaft auch die Politik zum Handeln aufgefordert. Die Aufgaben der Politik umfassen insbesondere:

- **Über die Gefahren aufklären und den Schutz der Bürgerinnen und Bürger sicher stellen**
- **Menschen für die Bewältigung der Gefährdungen stärken**
- **Chancen der e-inclusion nutzen**

Konkret fordert die eaf-nrw die Landes- und Kommunalpolitik in Nordrhein-Westfalen auf:

- 1. Eine Fortbildungsoffensive für Kitas, Schulen, Jugendhilfe zu starten und sich dafür einzusetzen, dass die Medien, die Kinder und Jugendliche verwenden (insbesondere Smartphones und Tablets) in pädagogischen Einrichtungen auch sinnvoll genutzt werden können.**
- 2. Die Möglichkeiten für Familien auszuweiten, souverän mit den eigenen Daten umzugehen. Hier könnten z. B. kostenlose Kurse der Familienbildung hilfreich sein.**
- 3. Projekte zu fördern, die sich um e-inclusion verdient machen, um so die Teilhabechancen von Menschen mit Behinderungen oder anderen Ausgrenzungsrisiken zu verbessern.**
- 4. Die Unternehmen aufzufordern, die Chancen der Digitalisierung für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf stärker zu nutzen, indem die Idee des „Mobilen Arbeitens“ weiter verbreitet wird.**

Allgemeine Literaturhinweise

Tipps zum Weiterlesen

Erik Brynjolfsson / Andrew McAfee:

The Second Machine Age. Wie die nächste digitale Revolution unser aller Leben verändern wird.

Börsenmedien 2014

Bundesjugendkuratorium:

Digitale Medien. Ambivalente Entwicklungen und neue Herausforderungen in der Kinder- und Jugendhilfe.

Deutsches Jugendinstitut (Eigenverlag) 2016

Luciano Floridi:

Die 4. Revolution. Wie die Infosphäre unser Leben verändert. Suhrkamp 2015

Evangelische Kirche in Deutschland:

Kommunikation des Evangeliums in der digitalen Gesellschaft. Lesebuch zur Tagung der EKD-Synode 2014 in

Dresden. Erhältlich im „Chrismon-Shop“

Georg Milzner:

Digitale Hysterie. Warum Computer unsere Kinder weder dumm noch krank machen. Beltz 2016

Der Spiegel / Wissen:

Kopf hoch! Digitale Welt. 2016

Werner Thiede:

Digitaler Turmbau zu Babel. Der Technikwahn und seine Folgen. Oekom 2015

Johanna Haberer:

Digitale Theologie. Gott und die Medienrevolution der Gegenwart. Kösel 2015

Landesregierung Nordrhein-Westfalen:

NRW 4.0 Lernen im digitalen Wandel. Unser Leitbild 2020 für Bildung in Zeiten der Digitalisierung 2016

URL: https://www.land.nrw/sites/default/files/asset/document/leitbild_lernen_im_digitalen_wandel.pdf

KMK- Kultusministerkonferenz:

Bildung in der digitalen Welt. Endfassung vom 8.12.2016

URL: https://www.kmk.org/fileadmin/Dateien/pdf/PresseUndAktuelles/2016/Bildung_digitale_Welt_Webversion.pdf

Impressum

Herausgeber: Evangelische Arbeitsgemeinschaft Familie NRW, Geschäftsstelle Lenastr. 41, 40407 Düsseldorf | www.eaf-nrw.de

Redaktion: Lara Salewski, Dr. Remi Stork, Dr. Carolin Ulbricht, Thorsten Melchert

Gestaltung: BECKDESIGN GmbH, Auf der Heide 3, 44803 Bochum | www.beckdesign.de

Produktion: Druckerei Buschmann GmbH & Co. KG, Münster

